

Volkswacht

Volkswacht erscheint wöchentlich zweimal am Dienstag, Freitag, Sonnabend, mit der Beilage: Neue Welt, monatlich 40 Pfg., vierteljährlich 1,20 Mk. Bei freier Abnahme ins Haus monatlich 50 Pfg. Postlohn. Durch die Post wöchentlich vierteljährlich 1,35 Mk. Einzelnummer kostet 10 Pfg.

Insertionsgebühr die sechs gespaltene Zeile oder deren Raum 20 Pfg. Inserate in sozialdemokratischen Partei und in freien Gewerkschaften 10 Pfg. Das Belegexemplar kostet 10 Pfg. Sprechstunden der Redaktion an allen Wochentagen 12-1 Uhr mittags.

Beilage: Die Neue Welt, illustriertes Unterhaltungsblatt

Redaktion und Expedition
Paradiesgasse Nr. 32

Organ für die werktätige Bevölkerung der Provinz Westpreußen

Telephon für Redaktion
und Expedition 3290

Publikationsorgan der Freien Gewerkschaften

Nr. 86.

Danzig, den 22. Oktober 1913.

4. Jahrgang.

Wenn heut ein Geist herniederstiege!

Zur Jubelfeier der Leipziger Schlacht.

Am 18. Oktober wurde in Deutschland wieder einmal ein Fest eingeweiht. Das ist seit Jahrzehnten bei uns nichts Seltenes. Nachherade vergeht kaum eine Woche, ohne daß irgendwo ein Denkmal enthüllt wird mit Reden, Trinksprüchen und Festlichkeiten. Man achtet kaum noch darauf. Aber das Denkmal in Leipzig zeichnet sich vor allen seinen Artgenossen aus — durch seine Größe. Allgemein ist das ja der Zug neudeutscher Denkmalkunst, daß sie durch Massigkeit zu wirken sucht; so wie der Emporkömmling durch die Menge der Kunstgegenstände, die er in seinen Zimmern häuft, zu zeigen strebt, wie er die Kunst verehrt. Aber in Leipzig hat man sich sozusagen selbst übertroffen. Dort hat man geradezu ungeheuerliche Steinmassen übereinander gelüftet und dadurch denn wohl auch den Gipfel dieser „Kunstströmung“, d. h. nach unserem Empfinden, den Gipfel der Geschmacklosigkeit erklimmt. Doch über den Geschmack läßt sich nicht streiten. Viel dagegen ist zu sagen über den Gegenstand, der das Denkmal verherrlichen soll, viel über die Zumutung, daß auch die Arbeiterklasse sich dafür begeistern möge.

Die Kriege, die durch die Leipziger Schlacht zwar nicht beendet, aber doch in der Hauptsache entschieden wurden, nennt man die Freiheitskriege. Und wirklich, wenn ein großer Teil des deutschen Volkes sich damals erhob und Gut und Leben in die Schanze schlug, so tat er dies, um seine Freiheit zu gewinnen. Den Sieg hat das deutsche Volk damals mit fürchterlichen Opfern errungen, aber hat es auch den Preis des Sieges, hat es seine Freiheit erlangt? Sehr muß man daran zweifeln, wenn man zum Beispiel bedenkt, daß schon drei Jahre nach der Schlacht, am 18. Oktober 1816, Ludwig Uhland jenes Gedicht verfaßte, das mit den Worten beginnt: „Wenn heut ein Geist herniederstiege“, nämlich einer von jenen, die bei Leipzig ihr Leben gelassen haben. Wie würde er, meint Uhland, alles so ganz anders finden, als er es mit seinem Blute zu schaffen gedachte! Himmelkräftig, donnergleich würde er den deutschen Völkern zurufen:

Jermalmat habt ihr die fremden Horden,
Doch innen hat sich nichts gehellt,
Und Freie seid ihr nicht geworden!

So wars 1816. Und heute? Wenn heut, nach hundert Jahren, einer jener tapferen Kämpfer um Leipzigs Wälle wiederkehren könnte, der würde die Augen wohl noch ganz anders aufreißen, als selbst Uhland es sich vorstellen mochte.

Deutschlands Völker waren bei Leipzig zum Teil noch durch ihre „patriotischen“ Fürsten gezwungen, an der Seite von Napoleon gegen ihr Vaterland zu kämpfen. Beschränken wir uns deshalb auf das preußische Volk und fragen wir, was dieses durch seine Erhebung zu gewinnen hoffte, aus welchen Zuständen es sich zu befreien gedachte. Was von Preußen gesagt wird, das trifft auch auf die meisten der deutschen Staaten zu. In den preußischen Staaten wurde damals insbesondere über die Unterdrückung alles freien Bürgerstimmes durch die Regierung und das Militär geklagt. „Im preußischen Staat“, schreibt der Geheime Rat Frey am 17. Juli 1808 an den Staatsminister vom Stein, „ist die Verwaltung mit Ausschließung aller bürgerlichen Mitwirkung fremden Invaliden, juristischen Routiniers und Schreibern übergeben worden. Ein solcher gedienter Krieger glaubt, er habe den Staat durch seine geleisteten Dienste zu seinem Schuldner gemacht, und sieht den erhaltenen Zivilposten als einen bequemen Sessel an, auf welchem er sanft ausruhen könne. Wo auch diese Ansicht nicht stattfindet, da hindert körperliche und geistige Invalidität, unzureichende Kenntnis der Geschäfte und Verhältnisse eine nützliche Wirksamkeit.“ Zudem waltet über der ganzen Stadt als unumschränkter Herr der Chef der Garnison, und die Folge ist, „daß sein rechtlicher und tüchtiger Bürger sich dazu verstehen will, den Posten eines Bürgermeisters oder Rathsherrn anzunehmen, weil der Garnisonchef es sich herausnehmen darf, ihn in ein untergeordnetes Verhältnis zu stellen, grobe Vorwürfe zu machen und wohl mitunter ihn auch zu mißhandeln.“ Dazu kommt die „bis ins kleinste Detail einwirkende Vormundschaft der Kammer (Regierungen)“. „Alles, auch die unbedeutendste Kleinigkeit muß höheren Orts geprüft, alles von oben herab entschieden, alles von oben herab befohlen werden.“

Weit schlimmer waren die Zustände auf dem Lande. Dort herrschte noch die erbliche Untertänigkeit, die Professor Knapp, die erste Autorität in diesen Dingen, wie folgt beschreibt: „Die Bauern und die kleinen Leute gehörten durch ihre Geburt dem Gute zu. Bezogen durften sie nur mit Erlaubnis des Herrn; heiraten durften sie auch nur, wenn der Herr es gestattete. Sobald die Kinder herangewachsen waren, hatten sie sich dem Herrn vorzustellen, damit er die Tauglichen zum Zwangsgebedienst aushebe. Diejenigen Untertanen, welche im Besitz von Bauernhöfen waren, leisteten Spanndienste für das Rittergut; sie erfahienen mit dem Gespann auf dem Herrenhof, um die Bearbeitung der Gutsäcker ihres Herrn mit Pflug, Wagen oder Egge zu besorgen. Die kleineren Leute,

denen kein eigentlicher Bauernhof, sondern nur ein geringer Landbesitz eingewohnt war, hatten ebenfalls Dienste für den Gutsherrn zu leisten, sie kamen zu Fuß mit Spaten oder Hute auf den Gutshof, um sich ihre Arbeit anzuweisen zu lassen.“

Für diese Frondienste gab es keinen Lohn, weder in Geld noch sonstwie. Vielmehr wurden sie als Gegenleistung betrachtet dafür, daß der Fröner — in der Zeit, die ihm der Frondienst übrig ließ — sich auf seinem Anwesen durch weitere harte Arbeit seine Nahrung erwerben durfte.

Werfen wir zum Schluß noch einen kurzen Blick auf die Zustände in der preußischen Armee. Man weiß, daß das Offiziercorps vor 1806 total korrumpiert war. Es war von altersher Sitte gewesen, daß der Hauptmann den Sold für die ganze Mannschaft empfing, dann einen erheblichen Teil der Leute nach Hause beurlaubte und deren Löhnung in seine Tasche steckte. Diese „Kompagniewirtschaft“ hatte der alte Frey nach dem siebenjährigen Kriege aufgehoben, weil die Staatskasse sie nicht mehr ertragen konnte. Aber die damaligen preußischen Offiziere mit ihrem ganz besonderen Ehrgefühl wußten sich zu helfen: was sie nicht mehr an Sold der Truppen sparen konnten, das sparten sie nun an deren Kleidung, Nahrung, Wäsche usw. Daher denn die Ausrüstung der Soldaten ganz jämmerlich war. Freilich, die Soldaten selbst, um Sold erworben, zusammengelaufenes Gesindel aus aller Herren Länder, waren auch sonst nichts wert. Die grausamste Behandlung, Spießrutenlaufen, Prügel mit kleinen, drahlbeschlagenen Röhren usw. vermochte ihr „Ehrgefühl“ weiter nicht zu verletzen.

Es ist bekannt, wie diese Armee und besonders ihr Offiziercorps im Kriege 1806 auf das kläglichste verlagert hat. Mußte doch der König am 1. Dezember 1806 die Offiziere gleich reihenweise insam kassieren lassen, weil sie unter den wichtigsten Gründen ausgegriffen waren! Die Ursache schrieb Scharnhorst im Jahre 1807 dem Umstande zu, daß der Offiziersrang ein Privilegium des Adels war. „Dieser Stand sah sich gar nicht in die Notwendigkeit versetzt, sich militärische Talente zu erwerben, da seine Geburt und eine lange Lebensdauer ihn ohnehin zu den höchsten militärischen Ehrenstellen hinaufbringen mußte.“

Das also waren in kurzen Umrissen die Zustände, unter denen man in Preußen bis 1806 lebte. Nun ist daran nach dem Kriege ja einiges verbessert worden; es kam die Städteordnung, es kam die Bauernbefreiung, es kam die Reform der Armee. Dabei darf übrigens nicht vergessen werden, daß wir diese Besserungen vornehmlich der Angst vor den Franzosen verdanken. Im Großherzogtum Warschau und im Königreich Westfalen wurde schon 1807 die Gutsuntertänigkeit aufgehoben; wollte der preußische Staat sie jetzt noch weiter bestehen lassen, so wären seine Bauern einfach nach Polen und Westfalen davongelaufen. In den Provinzen zwischen Elbe und Weichsel, die 1808 noch von den Franzosen besetzt waren, führten diese eine Bürgervertretung ein; da mußte der eigene Staat wohl auch eine geben.

Gleichwohl soll nicht bestritten werden, daß Verbesserungen geschaffen wurden. Daß sie nicht ausreichten, die Freiheit zu bringen, wissen wir von Uhland und anderen, wissen wir namentlich aus der Geschichte der folgenden Jahrzehnte bis 1870, die ja erst in den Kämpfen um die bürgerliche Freiheit bestand. Doch soll uns das im Augenblick nicht kümmern. Wir fragen vielmehr: wie sieht es heute, nach 100 Jahren, aus in deutschen Landen? Wann heut ein Geist herniederstiege, würde er finden, daß nun endlich die Freiheit eingezogen ist? Würde er Anlaß sehen zum Jubeln und Feiern?

Wirtschaftlicher, sozialer und politischer Art waren die Uebel, unter denen das preußische Volk vor 1813 litt: Armut, Unfreiheit, Mangel aller politischen Rechte. Vergleicht man damit die heutigen Zustände, so ist ein Fortschritt unverkennbar und zwar besonders gerade bei denen, deren Vorfahren vor hundert Jahren am lautesten klagten, beim Bürgertum. Von Armut ist dort keine Rede mehr; im Gegenteil, das besitzende Bürgertum in den Städten wie auf dem Lande kann sich jeden irdischen Luxus leisten. Es genügt, Namen wie Reichardt, Thyssen, Krupp zu nennen. Auch von sozialen Nöten spüren diese Leute nichts mehr. Niemand von ihnen wird zurückgesetzt, unterdrückt, benachteiligt; die Herrschaft des Adels, die einst auf ihnen lastete, ist beseitigt, sie selbst sind in der sozialen Rangordnung die ersten geworden, sie selbst üben den ersten Einfluß im Staate aus. Wir haben den Landtag, wir haben die Stadtverordneten, und das Wahlrecht sorgt dafür, daß die Entscheidung in den Händen der Besitzenden liegt. Alles in allem wird man also sagen müssen: das besitzende Bürgertum hat die Freiheit erreicht, nach der es 1813 strebte. Unsere ganze Wirtschafts-, Rechts- und Gesellschaftsordnung hat in diesem Jahrhundert eine Umwälzung durchgemacht, das Vorrecht der Geburt ist abgeschafft, der Besitz ist von allen Fesseln befreit. Darum ist es auch durchaus

verständlich, wenn die besitzende Klasse das Andenken jener Ereignisse freudig feiert, und wenn ihr derjenige Teil des Adels, der vermöge seines Besitzes heute ebenfalls zur Kapitalistenklasse gehört, dabei hilft.

Aber nur der Besitz ist frei geworden. Anders steht es mit denen, die keinen Besitz haben, und das ist leider fast die Gesamtheit des Volkes. Im Jahre 1912 gab es in Preußen etwas über 40 Millionen Einwohner. Zieht man die Frauen und Kinder ab, soweit sie nicht im Broterwerb tätig sind, so bleiben rund 15 1/2 Millionen Erwerbstätige übrig. Von diesen hatten 1912 ein Einkommen von

unter 900 Mark . . .	8800000
900—1500 „ . . .	4290000
1500—1800 „ . . .	960000

Das sind zusammen fast 14 Millionen Menschen (unter 15 1/2 Millionen), deren Einkommen kleiner ist als 1800 Mark im Jahre. Bei der gewaltigen Teuerung aber, die heute herrscht, müßte eine kleine Familie (Mann, Frau und zwei Kinder), wenn sie sich richtig satt essen will, allein für Nahrung wöchentlich etwa 26 Mark ausgeben; das macht 1350 Mark im Jahr. Rechnet man nun, daß alle übrigen notwendigen Ausgaben — Kleidung, Wohnung, Heizung, Beleuchtung, Reinigung usw. — nur 450 Mark jährlich kosten, was gewiß sehr mäßig ist, so würde die Summe, die eine so kleine Familie für das Notwendigste braucht, allermindestens 1800 Mark ausmachen. Fast die gesamte Bevölkerung aber hat so viel nicht; ja die Mehrzahl hat nicht einmal die Hälfte davon! Auf der anderen Seite aber die Reichen, die mehr als 30 000 Mark Einkommen haben; das sind unter den 15 1/2 Millionen Menschen in Preußen nur ganze 25 000.

Not und Elend gehen also durchs Land, wie nur je in der Zeit vor 1813. Wer aber nichts hat, der ist auch nicht frei! Der Arbeiter von heute in der Stadt wie auf dem Lande, lebt in der kläglichsten Abhängigkeit. Man gehe ins Rheinland, man gehe nach Westfalen und sehe wie dort die Berggewaltigen über die Arbeitermassen herrschen. Nicht als Persönlichkeit, nur als Nummer wird der einzelne Arbeiter in jenen Riesenbetrieben gewertet, als Nummer, die sich alles und jedes vorschreiben lassen muß. — Und politische Rechte? Das eine Wort „Dreiklassenwahlrecht“ sagt genug. Wie es ferner um das Koalitionsrecht bestellt ist, dieses Grundrecht des freien Menschen, das haben gerade die Ereignisse der jüngsten Zeit wieder schlagend bewiesen. Man vergleiche die Gerichtsurteile beim Ruhrstreik mit der Freisprechung des Stettiner Arbeitswilligen.

So liegen die Dinge in der Stadt bei den Industriearbeitern. Wie aber auf dem Lande? Die Erbuntertänigkeit ist aufgehoben, der Landarbeiter ist „frei“. Wenigstens sagen es die Gesetze. Aber schon Professor Knapp urteilt anders darüber. Er schildert, wie heutzutage die Arbeiter von den Gutsbesitzern kontraktlich gedungen werden, wenig oder gar kein Geld kriegen, sondern Naturalerpflegung haben, und fährt dann fort:

Wo diese neue Entwicklung herorts vollzogen ist — und sie hat schon weit um sich gegriffen — da ist der Gutsarbeiter der unselbständigste Mensch, den man sich vorstellen kann. Selbst wohlwollende Schilderungen seiner Lebensweise erinnern Zug für Zug an die geistige und sittliche Verkommenheit der früheren Erbuntertanen. So sind unsere Gutsarbeiter ihrer Mehrzahl nach beschaffen.

Wo ist da denn eigentlich die Freiheit, die angeblich vor hundert Jahren errungen worden sein soll? Ein praktischer Landwirt, der viele Jahre auf ostelbischen Gütern als Inspektor tätig war, schilderte 1910 in einer bürgerlichen Zeitschrift, wie es zugeht, wenn der Landarbeiter seine Naturalien — das heißt seinen ihm zustehenden Lohn — abholt:

Er muß nun in der demütigsten Stellung unter Handküssen und Beinumarmen seine Bitte vorbringen, und dann wird ihm unter Schimpfreden derjenige gewährt, was er zu verlangen hat. Immer spielen sich dabei diese widerlichen, unwürdigen Szenen ab.

Und das nennt man Freiheit! Dieses so mißhandelte Volk ruft man auf, den Jubeltag der Befreiung zu feiern! Nein, für die Masse des Volkes, für die Arbeiter ist die Freiheit noch nicht gekommen. Was vor hundert Jahren eingeleitet und in den Kämpfen des 19. Jahrhunderts vollendet wurde, das ist die Befreiung des Besitzes, die Befreiung des Kapitals. Das Kapital hat sich frei gemacht von der Klassenherrschaft des Adels. Aber nicht um allen die Freiheit zu bringen, sondern um an Stelle des Adels nun selbst die Klassenherrschaft anzutreten. Deshalb ist es durchaus verständlich, wenn das Kapital jene Erinnerungstage mit lärmvoller Feier begeht. Aber das Proletariat hat damit nichts gemein. Es hat seine Freiheit noch nicht, es muß sie erst noch erobern. In der Zukunft liegt noch sein Ideal, nicht in der Vergangenheit. Noch ist harte Arbeit, noch sind schwere Kämpfe nötig, um Freiheit für alle zu schaffen und Gleichheit alles dessen, was Menschenantlitz trägt. Aber einst wird kommen der Tag, und dann erst wird es Zeit sein, jubelnde Feste zu feiern.

Politische Übersicht.

Hohenzollernsche Hausinteressen.

Die Patrioten stimmen gegen Wilhelm. Die Regierung hat mit ihrer Erklärung, die meisten aller Patrioten nicht befreit, sondern nur gereizt. Sie behaupten nun wie vor: Weil des Kaisers Tod der letzten Weisheit nach dem Gemäch erlösen habe, gehe man über letztere Reichsinteressen hinweg und freibühnenhollernsche Hauspolitik. Das wird damit begründet, daß die Hohenzollern noch 1907 den Bundesrat beschließen ließen, Braunschweig nicht anzuerkennen, weil die Weissen nicht auf Hannover verzichteten. Jetzt aber verzichte man zum Schaden des Reiches auf den „Verzicht“, der die Weissen zum Tochter Wilhelm gebräutet habe. Die Rheinisch-Westfälische Zeitung, Organ der Grubendarene, stellt folgende scharfe Frage:

Würde der Prinz Ernst August auf Grund seines Vahnenreides und seines Briefes vom 20. April, also ohne Verzicht für sich und seine Nachkommen auf Hannover im Sinne der von dem Kaiserin Wilhelm dem Ersten und Wilhelm dem Zweiten verlangten Bundesratsbeschlüsse, auf den Thron von Braunschweig zugelassen werden — wenn er nicht des Kaisers Tochter gebräutet wäre?

O weh! Die Antwort wird der Regierung wohl etwas Kopfzerren machen. Auch die edelpatriotische Post geht Weismann zu Felde. Sie sagt zum Beispiel:

Es bleibt keine andere Erklärung übrig, als daß der verantwortliche Beamte tatsächlich mehr die Interessen des hohenzollernschen Hauses als die des Reiches wahrnimmt. Erkennt denn die Partei, die den Thron, mit dem ihm eine kleine selbstständige Partei, die bei einigemmaßen vernünftiger Politik so leicht zum Schweigen zu bringen wäre, ausgiebig überschüttet? Fühlt er nicht die Schläge, die ihm jene herzoglichen Befolgsmänner fortgesetzt verkräften? Das aber sind die Folgen einer Politik, welche verabschiedet und feige die höchsten und heiligsten Güter einer ganzen Nation dynastischen Sonderinteressen zuliebe auf dem Altare des Vaterlandes opfert.

Als Vaterlandsverräter im wahrsten Sinne des Wortes. Ins Juchhaus mit dem Reichsfänger! Geht dieses Treiben der echten aller Patrioten so weiter, dann kann man ja was erleben. Das Geräuße der höflichen Claqueur um ein Thronchen zeigt indessen dem Volke wider einmal, wie das deutsche Land politisch noch tief im absolutistischen Mittelalter steckt. Daran etwa, das braunschweigische und hannoversche Volk zu betrogen, denkt niemand. Man fürchtet wohl auch, daß das Volk auf die Anfrage in den Ruf einstimmen würde: Es lebe die Republik!

Im übrigen ist das einzig erfreuliche an den tollen Treibereien, daß sie den ganzen monarchischen Zauber unheilbar bloßstellen und so Pionierarbeit für den Kampf leisten, der da zum Ziele hat: des Volkes Wille sei das oberste Gesetz!

Deutschland.

Beginn der Reichstagsarbeit.

Der Reichstag wird seine Arbeiten am 20. November, nachmittags 2 Uhr wieder aufnehmen. Der Präsident macht von seiner Befugnis, die erste Sitzung auf einen späteren Termin anzusetzen, keinen Gebrauch. Bürgerliche Blätter wußten zu berichten, daß der

* Siehe Lokalnotiz: Vater, Sohn und Schwager.

Reichstag seine Arbeiten erst am 25. November wieder aufnehmen werde; diese Meldung ist falsch. Auf der Tagesordnung der ersten Sitzung stehen wie üblich Petitionen, dann folgt die Beratung der in Aussicht stehenden Interpellationen. In den ersten Tagen des Dezembers findet dann die Lesung der vom Reichstagsamt bereits fertiggestellten Etats statt. Auch die Budgetkommission wird mit ihren Arbeiten sofort beginnen können, denn sie hat nach vorläufiger Rufe aus dem verlassenen Sektionsabteilung aufzuarbeiten, darunter die Vorlage über das Erbrecht des Staats.

Noch immer der Moabiter Polizeikrawall.

Ein Nachspiel zu dem großen Moabiter Volkswortkrawall beschloß die dritte Strafkammer des Landgerichts in Berlin. Wie erinnert, wurde feinerzeit eine Frau **Ell Reinhardt** wegen „Aufruhrs“ angeklagt, weil sie aus ihrer in der Plabstraße 43 belegenen Wohnung einen Blumenopf auf die Schutzmannschaft geworfen und, als die Beamten in der Wohnung erschienen, diesen eine brennende Petroleumlampe entgegengeschleudert haben sollte. Frau Reinhardt wurde nach einigen Tagen verhandlungsunfähig, so daß die Anklage gegen sie abgetrennt werden mußte. Sie hatte sich nun am Mittwoch, jedoch nur wegen Widerstandes gegen die Staatsgewalt, zu verantworten. Die Schutzleute hielten die Beschuldigungen gegen die Angeklagte aufrecht. Mehrere andere Zeugen beruhten dagegen, es sei zweifelhaft, ob der Blumenopf vom Balkon der Angeklagten geworfen worden sei. Ein Polizeioffizier wollte aber feststellen haben, daß der Topf auf dem Balkon der Angeklagten lag.

Die Angeklagte selbst gab zu, daß sie zu den Beamten, als sie in ihrer Wohnung erschienen und sie verhaften wollten, bemerkt hat: „Wenn Sie nicht sofort hinausgehen, werfe ich Ihnen die Petroleumlampe ins Gesicht!“ Sie sei an diesem Tage ungenieulich aufgeregt gewesen, da sie kurz vorher gehört hatte, daß der Arbeiter Herrmann von zwei Schutzleuten niedergeschlagen worden sei. Ihr eigener Mann sei kurz vorher in der Apotheke gewesen, um Medizin für ihre erkrankten Kinder zu holen. Ohne jedoch Veranlassung sei ihr Mann von Schutzleuten mit blankem Säbel über den Kopf geschlagen worden, so daß er am Hinterkopf eine tiefe Wunde davontrug. Sie war gerade mit dem Kühlen beschäftigt, als fünf Schutzleute mit einem Polizeioffizier in ihre Wohnung eindrangen.

Mehrere Ärzte bezeichnen die Angeklagte als eine ungenieulich hysterische Person, bei der es zweifelhaft sei, ob sie zur Zeit der Tat in vollem Bewußtsein gehandelt habe. Gerichtsarzt Dr. Strauß begutachtete, daß die Angeklagte wohl sehr hysterisch sei, eine Bewußtseinsstörung liege jedoch nicht vor. Der Vertreter der Anklage beantragte drei Monate Gefängnis. — Der Verteidiger beantragte Freisprechung.

Nach kurzer Beratung verkündete der Vorsitzende, der Gerichtshof habe die Schuld der Angeklagten für erwiesen erachtet, jedoch erwogen, daß die Angeklagte eine hysterische Person sei und sich in großer Aufregung befunden habe. Die Angeklagte erhielt zwei Monate Gefängnis, wovon ein Monat auf die Untersuchungsanstalt angerechnet wird. Während der Rede des Verteidigers fiel die Angeklagte in Wehrkrämpfe, so daß die Verhandlung auf eine halbe Stunde unterbrochen werden mußte. — Die Mörder des Arbeiters Herrmann hat man noch immer nicht entdeckt!

Hoch Hamburg!

Die große Hanfsstadt hat den guten Ruf aufs neue bewahrt, den sie in der Geschichte der Sozialdemokratie und in den Augen aller Freiheitliebenden genießt. Sie hat in ihrem vornehmsten

Stelle, der sogenannten **City**, nicht nur den Sozialdemokraten entgegengeköpft, sondern sie hat ihn wiedergewählt mit einer Stimmenzahl, die das Verhältnis aller bürgerlichen Konkurrenten als von vornherein auschließlos erkennen läßt. Sie hat aber auch die Stimmengabe unter den bürgerlichen Parteien selbst mit einer Abstufung verteilt, daß alle Heßpatrioten in Starrkrampf fallen müssen. Sehen wir uns die Ziffern an. Es erhielten:

Arnold (Antifemist)	225 Stimmen
Dr. Koch (Konservativ)	984 „
D. Rode (Nationalliberal)	2421 „
Becker (Verfassungl. Volksp.)	4737 „
Schiffers (Sozialdemokrat)	17 553 „

Genosse **Stallen** hat also gerade doppelt so viel Stimmen erhalten als alle Gegner der Sozialdemokratie zusammen genommen und er hat damit das schöne Verhältnis der früheren Wahlen trotz allgemeinem Stimmenrückgang ausreicht erhalten. Bei der Hauptwahl im Jahre 1912 siegte **Dr. Rode** mit 20 663 Stimmen über seine Gegenkandidaten. Es erhielten damals Dr. Arband (Volkspartei) 5331, **Hirsch** (Nationalliberal) 2999, **Beran** (Zentrum) 274 und ein Pole 30 Stimmen.

Der Rückgang der abgegebenen Stimmen ist in Hamburg nicht nur der gewöhnlichen Faulheit bei Nachwahlen geschuldet, sondern hängt hier mit der Entwicklung der inneren Stadt zu einem reinen **Gehäckstier** zusammen. Eine nach der andern der aristokratischen Proletarierstraßen fällt der Spitzhade zum Opfer und macht großen Gehäckstierhäusern ohne Wohnungen Platz und auch in den alten Bauten der inneren Stadt wird das Proletariat immer mehr in die vereinzelten Dachwohnungen gedrängt. So entvölkert sich der Hamburger Kreis, während die Vororte wachsen. Daß trotz dieses ganz einschneidenden Entwicklungs die wichtigste Handelsstadt des Reiches alle konservativen und antisemitischen Gruppierungen Bedeutunglosigkeit verurteilt und unseren alten, klugen Genossen **Stallen** mit so großer Mehrheit auf den Reichstagsstuhl bedrückt, das berechtigt uns zu dem Rufe: **Hoch Hamburg!**

Stechen Sie den Mann nieder.

Die Barbarei militaristischer Anschauungen hat der Hamburger Oberlehrer **Dr. Ernst Förster** kennen gelernt, der in der Frankfurter Zeitung seine Erlebnisse schildert. Bei einem Ferienaufenthalt in Darmstadt unternahm Dr. Förster am 10. Oktober in Begleitung eines sechsjährigen Jungen einen kleinen Spaziergang ins Freie. Er sah Flugzeuge in der Luft, entdeckte in der Ferne Fliegergruppen und steuerte mit seinem Schützling darauf zu, ohne irgendwem behelligt zu werden. Erst am Start wurde er von einem Soldaten nach seiner Erlaubniskarte gefragt. Er hatte natürlich keine, infolgedessen ihn der Soldat vom Platz wegführen wollte. Nach wenigen Schritten erscholl aber schon der scharfe Befehl eines Offiziers — eines Hauptmannes der Fliegerabteilung —, daß der Mann als Arrestant zu behandeln sei; der Soldat befolgte natürlich den Befehl und steckte den Oberlehrer in das nahegelegene Schilderhaus.

Als der Offizier dicht heran vorbeikam, so erzählt nun Dr. Förster, ging ich höflich grüßend auf ihn zu, um ihn zu fragen, ob hier nicht ein Versehen in der Art meiner Behandlung vorläge und um ihn überhaupt über meine Person aufzuklären. Ich wurde angehört. „Sie haben mir hier gar nichts zu erklären, Sie können alles nachher dem Gendarmen sagen!“ Darauf drehte ich mich um und ging wieder ins Schilderhaus. Die arme Schildwache wurde nun in einer Weise angehört, daß man nicht einmal mehr das Säulen der Propeller hörte: „Sie schlappern Soldat! Habe ich nicht befohlen, daß der Mann im Schilderhaus wie vorgeschrieben zu warten hat!“

Füße stecken in Sandalen und unter dem breiten Schlapphut drängen lange blonde Locken hervor.

„Wahrlich!“ rief er aus, „die Menschen haben es gewaltig weit gebracht, seitdem ich nicht mehr auf der Erde wandelte. Welche Erungenschaften! Welche Fortschritte! Welche äußere Vollkommenheiten! . . . O, wenn doch auch das Innere der Menschen den gleichen Fortschritt gehalten hätte!“

Nachdenklich blieb der Heiland vor einem großen Schaufenster stehen. Funkelnde, glitzernde Geschmeide in tausendfacher Zahl blendeten seine Augen.

„O, welch ein Reichtum!“ dachte er. „Gewiß sind diese Menschen glücklich, und wer glücklich ist, gibt gern und mit vollen Händen . . . Wollen einmal sehen!“

Er öffnete die Tür und steht, von elektrischem Licht überflutet, im Laden. Den Hut in der Hand, umspielt ein mildes, sonniges Lächeln den Mund. Während richten sich die feierlichen Augen auf den Besitzer und wie himmlische Musik tönt es von den Lippen: „Ein armer Wanderer bittet um eine kleine Gabe!“

Entsetzt springen zwei hochbelegant gekleidete Damen von ihren Stühlen empor und kreischen auf.

„Welche Freiheit!“ ruft der Besitzer aus. „Warten Sie einen Augenblick, Sie Strolch!“ Er stürmt dabei am dem verblüfften dreinschauenden Heiland vorbei und ruft zur Straße hinaus: „Schuhmann!“

Und kurz darauf tritt ein Hüter der Ordnung in den Laden.

„Herr Schuhmann!“ ruft der Besitzer ihm entgegen, „dieser reiche Kerl hat hier gebettelt, wahrhaftig gebettelt!“

„Was!“ schnauzt der Schuhmann den Heiland an, „Sie haben gebettelt, hier in diesem Laden?“

„Gebettelt?“ Nein!“ lächelt in himmlischer Ruhe der Heiland. „Ich habe nur um eine milde Gabe gebeten; nur um das Herz dieses reichen Mannes zu prüfen.“

„Was!“ schnauzt der Ordnungshüter, „Sie woll'n uns wohl noch zum besten haben! Das woll'n wir dir aber anstreichen, Marich, mit!“

Damit packt eine muskulöse Faust den Heiland am Arm und zieht ihn aus dem Laden.

Willenlos läßt sich der Heiland der brutalen Gewalt. Nur das gütige, milde Herz krampft sich zusammen dabei.

„Wer sind Sie eigentlich?“ fragt er nach einer geraumen Weile seinem Transporteur?

„Maul halten!“ brüllt der ihn an.

Der Weg geht jetzt durch eine weniger belebte Straße.

„Zürnen Sie mir nicht, lieber Freund“, hat in schlichter Weise der Heiland, „denn ich komme aus fremden Länden, und weiß hier nicht Weisheit. Nur eine Frage: Werden bei euch alle Menschen so behandelt, die um eine milde Gabe bitten?“

„Na, selbstverständlich!“ stottert der Schuhmann. „Jeder Bettler, der sich dabei erwidern läßt, wird bestraft, und wer dem Bettler was gibt, wird auch bestraft!“

„Was sind das für Gesetze?“ fragte der Heiland verwundert. „Im Neuen Testament steht doch: Wohltun und mitleidigen vergesst nicht.“

„Neues Testament!“ . . . Quatsch!“ höhnte der Schuhmann.

„Die Gesetze, mein Lieber, das sind wir! . . . Und so, nu man rin!“ Dabei wurde der Heiland durch einen langen Gang gestoßert und befand sich bald in einem Polizeibureau.

„Na, Schultze!“ rief ein Polizeileutnant dem Schuhmann zu, „wen bringen Sie denn da?“

„Zu Befehl, Herr Leutnant! Das ist ein ganz freier Mensch, der hat in dem Juwelierladen von König gebettelt!“

„Was!“ rief der Polizeileutnant. „Gebettelt, und in dem Geschäft? Das ist freilich unerhört. Da woll'n wir doch gleich ein Protokoll aufnehmen. Führen Sie mal den Wurschen vor.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Rekrut von Anno 1813.

Von Erdmann-Chatrian.

Antonierte Übersetzung von Ludwig Plan.

(Schluß.)

XXII.

Am 15. Januar 1814, zwei und einen halben Monat nach der Schlacht bei Hanau, erwachte ich in einem guten Bette; im Hintergrund eines angenehmen erwärmten Zimmers, und als ich das Dachgeköll über mir und dann die kleinen mit Cisternen bedeckten Fensterheben ansah, sagte ich mir: „Es ist Winter.“ Zu gleicher Zeit hörte ich in der Ferne einen Schall, wie Kanonendonner, und das Knistern des Feuers auf dem Herd. Was ich mich dann nach einigen Augenblicken umwandte, sah ich eine junge bleiche Frau bei dem Herd sitzen, die gefalteten Hände im Schoße, und ich erkannte — Kathrine. Jetzt erkannte ich auch daselbe Zimmer, es war dasselbe, in dem wir vor dem Ausmarsch so glückliche Sonntage verleben hatten, und nur der Kanonendonner, der sich von Minute zu Minute wiederholte, ließ mich befürchten, daß ich noch träume.

Lange betrachtete ich Kathrine, die mir sehr schön vorkam, und ich dachte: „Wo ist denn die Tante Gretel? Wie bin ich denn hierher gekommen? Bin ich mit Kathrine verheiratet? Gott gebe, daß es kein Traum ist.“

Endlich sagte ich Mut und sagte leise:

„Kathrine!“

Schnell wandte sie den Kopf und schrie:

„Josef, du erkennst mich wieder?“

„Ja,“ sagte ich, ihr die Hand küßend.

Da wollte sie mit zitternden Händen heron und umarmte mich lange — unsere Tränen floßen ineinander.

Aber plötzlich mollte wieder ein Kanonenschuß und schnürte mir das Herz zusammen.

„Was hör ich?“ Kathrine?“ fragte ich.

„Die Kanonen von Platzburg,“ erwiderte sie, mich noch fester an sich drückend.

„Die Kanonen?“

„Ja, die Stadt ist belagert.“

„Platzburg? Wo sind die Feinde im Land?“

Ich konnte nichts mehr sprechen. . . . Wo all unter vergossenes Blut, all unsere Leiden hatten nur dazu geführt, unser Land dem Feind auszuliefern! Länger als eine Stunde, trotz der Freude, die ich empfand, die Verheerung in den Armen zu halten, schnürte mir dieser Gedanke die Kehle zu; und noch heute, wo das Alter mein Herz geteilt hat, kann ich nicht ohne Bitterkeit daran zurückdenken. Ja, wir Alten haben das erlebt und rühen es unsern Kindern zu. Wir haben Deutsche, Russen, Schweden, Spanier und Engländer als Herren in Frankreich gesehen, wie sie in unseren Städten und Dörfern wegrahmen, was ihnen beliebte, unsere Soldaten misshandeln, und nicht nur in die Erwerbungen des Kaiserreichs, sondern auch in die der Republik sich teilen. Das hieß zehn Jahre des Ruhms etwas teuer bezahlen.

Doch sprechen wir nicht weiter über diese Dinge, die Nachwelt wird sie richten; sie wird sagen, daß nach Lügen und Beugen die Feinde aus Belgien, über Teil Hollands, das ganze linke Rheinufer bis Basel, Soronen nicht dem Königreich des Jahres lassen wollten, und daß der Kaiser diese so günstigen Bedingungen ausstach, um seinen Staat und Königreich zu befestigen, der ihm mehr galt, als das Glück Frankreichs.

Im aber auf meine Erlebnisse zurückzukommen: fünfzehn Tage nach der Schlacht bei Hanau passierten die Wagen mit Verwundeten auf dem Wege von Straßburg nach Mainz in Tausenden. Sie bildeten eine ununterbrochene Reihe von Elend bis Leiden.

Tante Gretel und Kathrine sahen von ihrer Haustüre aus den traurigen Zug verüberziehen. Ihre Gedanken brauchte ich

nicht auseinanderzusetzen. Zwölfhundert Wagen waren schon vorüber, und ich war auf keinem! Tausende von Vätern und Müttern waren viele Meilen weit herbeigekitt, und hatten vergeblich die Reihen entlang auf und abgefragt.

Am dritten Tage erkannte mich Kathrine in einem jener Mainzer Korbwagen. Inmitten anderer Elender lag ich, eingefallen, zum Geripp abgemagert und halb tot vor Hunger.

„Dort ist er, dort ist er,“ schrie sie schon von weitem.

Aber niemand wollte es glauben, und selbst Tante Gretel mußte mich lange betrachten, bis sie rief:

„Ja, das ist er! . . . Heraus mit ihm! . . . Das ist unser Josef!“

Als bald schafften mich die beiden Frauen in ihr Haus, wo sie Tag und Nacht bei mir wachten. Aber ich erkannte niemand und schrie Tag und Nacht nur unausgesetzt nach Wasser. Ich war so krank, daß mich jeder Mann im Dorfe verloren gab, aber die Luft der Heimat und die Pflege derer, welche ich liebte, rettete mich.

Die Kriege waren nun zu Ende; die Alliierten kehrten in kurzen Tagmärschen nach Hause zurück; der Kaiser war nach Eiba gegangen, und Ludwig der Achtzehnte hatte uns vernünftige Freiheiten bewilligt. Die schönen Zeiten der Jugend, der Liebe, der Arbeit und des Friedens schienen zurückzukehren. Man blickte wieder mit Verhütung in die Zukunft und hoffte, mit Sparsamkeit und Fleiß sich ein glückliches, geachtetes Dasein zu gründen. Ich hatte natürlich die baldige Vereinigung mit Kathrine vor Augen.

Auch Herr Gulden, welcher mit der Rückkehr der alten Könige und des alten Adels keineswegs zufrieden war, tröstete sich mit dem Gedanken, diese Leute hätten durch die Erfahrungen, die sie in der Verbannung gemacht, gelernt, daß sie nicht allein auf der Welt, und daß die Gehege auch für sie da seien; ebenso glaubte er, Napoleon werde anständig und vernünftig genug sein, sich ruhig zu verhalten — aber er täuschte sich; die Bourbonen hatten nichts gelernt und nichts vergessen, und Napoleon wartete auf seiner Insel nur den günstigen Moment ab, um loszuziehen und sich zu rächen.

Alles das brachte mich manchen Jammer über uns, bevor wir in den Hafen einlaufen sollten, und ich würde auch dieses gerne noch berichten, wenn mir die bisherige Geschichte nicht bereits lang genug vorkäme. Wir wollen also hier eine Pause machen. Wenn aber die vernünftigen Leute mit der Erzählung meines Feldzuges von Anno 13 zufrieden sind und der Meinung sind, daß sie geeignet sei, unsere Jugend über die Eitelkeit militärischen Ruhmes und über den Wert bürgerlicher Freiheit und friedliche Arbeit aufzuklären — dann werde ich den Jaden dieser Geschichte wieder aufnehmen und auch Waterloo erzählen.

Der neue Heiland.

1) Eine zeitgemäße Legende aus Staffen von Hugo Salomon.

Und es begab sich, daß Gott der Herr zu seinem Sohne sprach: „Es sind nun bald zwei Jahrtausende verflossen, da ich dich zur Erde sandte, um die jüdische Menschheit zu erlösen. Sie alle sollten sich unter einander lieben, sich untereinander gleich bleiben, und glücklich und zufrieden miteinander sein. Nimm deinen Wanderstab, mein Sohn, steig' ab und geh' zu den Menschenkindern, und rede, wie meine Lehren befohlen werden.“

Und der Sohn Gottes tat, wie ihm geheißen.

Langsam, mit langsamem Schritte durchmaß der Heiland die große, weite Welt. Verwundert sah er auf das hastende, jagende Leben der Menschenkinder. Fahrzeug hinter Fahrzeug, Maschine hinter Maschine rasselten in fliegender Eile die langen Straßen hinab. Und die Menschen drängten sich fast anstandslos aneinander vorbei. Niemand achtete auf den schlichten, fast anständig gekleideten Heiland. Er war mit einem hässlichen Gewande bekleidet, die

Pflanzen Sie Ihr Seltengewehr auf, und wenn nicht sogleich die gegebenen Befehle auf genaueste befolgt werden, so stehen Sie dem Mann nieder! Und während fortwährend der Wollige von dannen, während der Soldat mit aufgeschlammtem Seltengewehr sich mir gegenüberstellte. Der Arrestant hat mit dem Gesicht nach der Wand zu stehen, lautet die Vorbestimmung. Das tat der Arrestant nun aber doch nicht. Ein peinlicher Augenblick: sollte im Schillerhaus niedergebroschen mein doch noch ziemlich junges Leben enden? — Aber der „gemeine Soldat“ hatte einfühlender humanere Lebensauffassungen, als sein hoher Vorgesetzter. Er ließ mich nicht nieder. So konnte ich lebend mit meinem vor Angst brüllenden Schilling im Spitzerhaus verbleiben. Dann wurden wir von zwei Männern mit geschultertem Gewehr nach einer Wache abgeführt. Nachdem wir eine Zeitlang „gelesen“ hatten, wurden wir von einem Unteroffizier nach einer anderen Wache geleitet, wo wir, nach längerem Warten, auf Vorzeigen meiner Papiere und nach meiner eingehenden Klarlegung der Sachlage endlich entlassen wurden. So geschah in Deutschland im Jahre des Heils 1913.

So unglaublich das alles klingt — der Gamaßengeist unsrer militärischen Kaste ist solcher Dinge durchaus fähig! In einem Kulturlande würde ein Offizier dieses Kalibers aus der Armee hinausgejagt werden. In Preußen-Deutschland wird ihm kaum etwas geschehen. Als feinerzeit in Berlin der Soldat Lücke einen Menschen sinnlos niederschloß, wurde er öffentlich belobt und zum Befreiten befördert. Er hatte jenen Kadavergehörig gezeigt, der noch dem bekannten Wort den Soldaten verpflichtet, unter Umständen auf Vater und Mutter zu schießen. Und solches geschieht im Jahre der Erinnerung der „Freiheits“-Kriege!

Eine Selbstphotographie des Reichskanzlers.

Der höchste Beamte des deutschen Reiches hat an den Prinzregenten von Bayern folgendes Untertänigkeitstelegramm gerichtet:

„Eurer königlichen Hoheit dem Prinzregenten, Reichslegation. Eure königliche Hoheit bitte ich für den wunderbaren Bericht in Linderhof meinen ehrsüchtvollsten Dank zu Füßen legen zu dürfen. Eure königliche Hoheit huldvollste Erlaubnis, wiederum in diesem einsig schönen Reiter jagen zu dürfen, habe ich in Erinnerung an Allerhöchstdero verewigten Herrn Vater als eine besondere Gnade empfunden. Ich konnte einen guten Zwölfer, einen Adler und einen Gamsbock zur Strecke bringen und würde untertänigst gebeten haben, meinen Dank noch persönlich in Bergschneidengaden abstellen zu dürfen, wenn ich nicht wider Erwarten schon heute durch dringende Amtsgeschäfte nach Berlin zurückberufen worden wäre. Eurer königlichen Hoheit dankbarster und untertänigster Diener, v. Bethmann Hollweg.“

Daß da die Fürsten auf das Volk von oben herab zu sehen lernen müssen, wenn schon der bestellte formale Regierungslentler des ganzen Volkes so von unten auf winkt! — das ist wirklich begreiflich.

Volk siehe da! Hier ist dein Reichskanzler — wie er ist!

Die neueste Katastrophe des Luftmilitarismus.

Mitten in den rauschenden Festtrüben, der die Sinne der Hurratrioten unnebelt, drang der Schrei der Todesopfer, die der Militarismus auf dem Flugplatz Johannistal bei Berlin forderte. Es sind nicht die ersten, die im Dienste eines Systems ihr Leben lassen mußten, das der Menschheit nur Blut, Blut und Tränen bringt; und es werden auch nicht die letzten gewesen sein. Davon zeugten wieder diese Tage, an denen Tausende, vom Fieberwahn des Hurratriotismus geschüttelt, diesem System ihre Huldigung brachten; tausende von sozial Blinden, die noch nicht erkannt haben, daß Militarismus und wahres Menschentum zwei unüberbrückbare Gegensätze sind.

Abhundertzwanzig Menschenleben hat diese Geißel der Menschheit gefordert. Die bürgerliche Presse vergießt Tränen der Rührung und verbricht zugleich die üblichen verlogenen Phrasen: die Toten seien „im Dienste des Vaterlandes“ gestorben usw. Im gleichen Atemzuge propagiert sie aber auch schon wieder, „auf dem Wege zu bleiben, den wir beschritten haben, auch wenn er uns Schweres bringt“.

Wie sich die Katastrophe abspielte.

Am Freitag, vormittag um 10 Uhr, wollte Kapitän Freyger, der Führer des Luftschiffes, eine Probefahrt mit dem Schiff machen, an der auch Korvettenkapitän Behnisch der neue Leiter des Marineflugwesens, der nach dem tragischen Tode des bei Helgoland ertrunkenen Korvettenkapitäns v. Weyhing dessen Posten übernommen hatte, teilnahm. Außerdem befanden sich noch zwei Ingenieursführer, sechs Obermänner und Steuerleute sowie 11 Mechaniker an Bord. Ferner hatten an der Fahrt zwei junge Offiziere der Armee und zwei Zivilpersonen, Angestellte der Luftschiffwerft Friedrichshafen, teilgenommen. Die Abfahrt erfolgte um 10 1/4 Uhr. Das Luftschiff überflog die Albatrossschuppen und die dort hinter gelegenen Häuser von Johannistal. Dann kam es auf das freie Feld, das zwischen Johannistal und Brüg liegt.

Die Zuschauer sahen dem Luftschiff interessiert nach. In tausender Fahrt rauschte es in 150 Meter Höhe über ihren Häuptern dahin. Man hörte das Schnurren der Propeller und den Lärm der 700 Pferdestärken entwickelnden Maschinenanlagen. Niemand konnte ahnen, daß im nächsten Augenblick eine furchtbare alles bisher Dagewesene übertreffende Katastrophe eintreten werde. In dem Augenblick, als 3 2 die nach Rudow führende Chaussee passierte, schlug plötzlich in der vorderen Maschinengondel eine helle Flamme empor. Dann folgte eine furchtbare Detonation. Mit einem Knack, mit dem sich nichts vergleichen läßt und der so stark war, daß in allen Straßen Johannistals und sogar in den benachbarten Orten, wie in Rudow und Treptow, alle nach dem Felde zu gelegenen Fensterheben auf Entfernungen bis zu zwei Kilometern zertrümmert wurden, barst das Luftschiff. Eine ungeheure Flamme schoß 20 bis 30 Meter hoch zum Himmel empor. Im nächsten Augenblick sah man unförmige Klumpen Eisenstücke, Leinwand und Gummizeug und menschliche Körper durch die Luft fliegen. Das nackte Aluminiumgerippe flog noch etwa zwei bis drei Sekunden, etwa 30 bis 40 Meter weit durch die Luft, da die Motore noch arbeiteten und die Propeller sich auch noch drehten. Dann schoß das Brack senkrecht zu Boden, was noch atmete, vernichtend. Die Zuschauer standen im ersten Augenblick wie gelähmt. Dann aber eilten Hunderte von Personen auf Wogen und Fahrrädern, mit Weilen, Äxten und Spaten bewaffnet, auf das Feld, um zu helfen, um zu retten, was noch zu retten war.

Die Trümmerstätte bot einen furchtbaren Eindruck. Auf den ersten Blick erkannte man nichts als einen wirren, gen Himmel ragenden Berg von Aluminiumröhren und Spanen, zwischen denen sich unentwirrbar Tausende und Abertausende von Drähten hingogen. Der ganze Platz war von vielen Tausenden von Neugierigen umfäumt, die dicht gedrängt, in atemlosem Schweigen das Bild des Grauens und der Verwüstung umstanden. Alle nur verfügbaren Gendarmen waren herangezogen worden, um in Gemeinschaft mit den Matrosen das Trümmerfeld durch dicke Stride abzusperren. Das Publikum folgte den Anordnungen ohne Murren. Scheu wichen die Menschen zurück, die in den formlosen Leichnamen, die man an ihnen vorübertrug, Freunde und Bekannte, ja sogar Verwandte vermuteten und oiesfach zu erkennen glaubten. Herzerreißende Szenen spielten sich an den noch immer glühenden und rauchenden Eisenteilen, die die Adlershofer und Johannistaler Feuerwehr zu löschen bemüht waren, ab. Die Frau des

einen Obermannen Irte mit ihrem kleinen Kinde verzweifelt umher und suchte ihren Mann. Endlich fand sie ihn. Der Körper des Braven, der im Dienste des Vaterlandes sein Leben gelassen hat, war fast ganz verkohlt. Nur der in der Wülge eingehängte Name, der wie durch ein Wunder der Verbrennung entgangen war, ließ die Ueberreste des Gatten erkennen. Ohnmächtig sank sie neben der Bahre nieder und wurde mit dem kleinen weinenden Mädchen von mitleidigen Menschen fortgebracht.

Gegen 2 Uhr wurden die Bergungsarbeiten an der Unfallstelle eingestellt. Sie sollten ruhen, bis die Havarie-Kommission vom Reichs-Marineamt an Ort und Stelle erschienen ist und die nötigen Feststellungen gemacht hat.

Wer angeklagt wird.

Unser Waldenburger Parteiblatt hatte in der bekannten Meineltsaffäre gegen die Genossen Weichelt und Hoffmann behauptet, dem Kronzeugen Köhler seien von der Geschäftsleitung des Waldenburger konservativen Blattes in der Form eines „Vorschusses“ 75 Mark gezahlt worden, was trotz ausdrücklicher Fragen vor Gericht verschwiegen worden sei. Da das konservative Organ, das die Meineltsanklage durch seine Denunziationen veranlaßt hatte, auf diese Behauptung nur mit verlegenen Ausflüchten antwortete, übergab die Redaktion unseres Parteiblattes unter Angabe von Zeugen die Sache an die Staatsanwaltschaft weiter. Und das Resultat? Je nun: eine hohe Anklagebehörde drehte den Spieß einfach um und leitete eine Untersuchung gegen — die Gesamtedaktion der Bergwacht und einige sozialdemokratische Versammlungsredner ein! — Unjre Waldenburger Genossen hoffen, bei dem kommenden Prozeß noch manche dunkel goblühende Frage aufklären zu können.

Die haben uns gerade noch gefehlt. Der von der Kreuzzeitung schon lange geforderte Schutzverband zur Wahrung preussischer Eigenart ist jetzt unter dem Namen eines Preußenbundes ins Leben getreten. In konservativen Blättern und in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung wird der Gründungsaufruf veröffentlicht. Das Ideal des Bundes ist die Erhaltung der preussischen Eigenart, das heißt, des Dreiklassenwahlrechts, der Gutsbezirke, des preussischen Begriffs von Disziplin. Das wird zwar in dem Aufruf nicht offen ausgesprochen, geht aber aus seiner konservativen Phrasologie und den Namen seiner Unterzeichner klar hervor.

Ausland.

Vom Balkan.

Serbien und Albanien. Obwohl Serbien auf die Mahnung der Großmächte hin dem Vormarsch der Truppen Einhalt geboten hat, haben die Albaner nur wenig Vertrauen in die Ehrlichkeit der serbischen Absichten. Man befürchtet, nach Berichten der Albanischen Korrespondenz aus Balona, daß die Serben die Absicht haben, die Bevölkerung durch Grausamkeiten zur Gegenwehr zu provozieren und dadurch einen Vorwand zu dem fortgesetzten Einschreiten und zu dem weiteren Vorrücken der serbischen Truppen zu bekommen. — In einer an die Großmächte gerichteten Note gibt sich Serbien indessen ganz „harmlos“. Danach wird das serbische Militär „auf den bestmöglichen Stellen provisorisch solange verbleiben, bis Garantien zur Aufrechterhaltung der Ruhe geschaffen sind und die Streitfrage endgültig gelöst sein wird, da gegenwärtig in Albanien ein Aufruhrzustand herrscht und keine genügend starke und anerkannte Regierung bestehe und daher neuerliche Einfälle zu erwarten seien. Das serbische Militär wurde angewiesen, in den Fällen neuerlicher Einfälle auf die Abwehr bedacht zu sein.“

Die albanischen Verluste in der Schlacht von Gussinje betragen 800 Tote, während die Montenegriner 300 Mann verloren. Die in die Berge zerstreuten Reste der Albanesen konzentrieren sich um Plessio, um dort die Befehle Essad Paschas abzuwarten. Aus Balona wird gemeldet, daß dort fremde Schiffe ankamen, die Gewehre, Munition und Getreide ausluden.

Kleine politische Nachrichten.

Ein Pfarrer wegen Religionshöhnung zu Gefängnis verurteilt. Der seltsame Fall, daß ein Pfarrer wegen Beschimpfung religiöser oder kirchlicher Einrichtungen verurteilt wird, sieht dem Pfarrer Niesborowski in Reichthal (Schlesien) zu. In seinem Blatte „Das katholische Deutschland“ hatte er den Protestantismus „eine eidele Karikatur des Katholizismus“ genannt. Das Gericht verurteilte deswegen den Pfarrer zu drei Tagen Gefängnis, seinen verantwortlichen Redakteur Alois Kammel zu einem Tag Gefängnis.

Kommunale Arbeitslosenfürsorge. Das Münchener Gemeindekollegium beschloß sich mit einem sozialdemokratischen Antrag über die Einführung einer Arbeitslosenversicherung. Es wurde beschlossen, den Magistrat um baldige Vorlage eines Sachgesetzentwurfs für eine gemeindliche Arbeitslosenversicherung zu ersuchen. Weiter wurde beschlossen, der Etatkommission den Antrag zu überweisen, 150000 Mark für die Arbeitslosenfürsorge in den Haushaltsplan für das Jahr 1914 einzusetzen.

Aus Westpreußen.

Danzig.

Vater, Sohn und Schwager.

Der Kronprinz gegen den Welsen.

Die Leipziger Neuesten Nachrichten berichteten die pikante Geschichte, daß der Kronprinz ein Schreiben an den Reichskanzler gerichtet hat, in dem er betont, daß Prinz Ernst August erst dann in Braunschweig einziehen dürfe, wenn er vorher klipp und klar für sich und seine Nachfolger auf Hannover verzichtet habe. Diese Aufsehnung des Herrn Sohnes gegen den Herrn Vater und den Herrn Schwager stimmt. Das Regierungsblatt Norddeutsche Allgemeine Zeitung schreibt:

Wir hören, hat in dieser Angelegenheit eine Korrespondenz zwischen dem Kronprinzen und dem Reichskanzler stattgefunden, bei der der Kronprinz seinen Bedenken gegen die Thronbesteigung des Prinzen Ernst August ohne ausdrücklichen Verzicht auf Hannover Ausdruck gegeben hat. Der Reichskanzler hat in seiner Antwort unter eingehender Schilderung des Sachverhalts die Gründe dargelegt, die für die Haltung der preussischen Regierung maßgebend sind.

Die Geschichte wird immer lieblicher. Der Welse will nicht „klipp und klar“ auf Hannover verzichten, und der kronprinzliche Schwager hat „Bedenken“ vor einem Braunschweiger, der noch an Hannover denkt. Da geht nun der kronprinzliche Sohn gegen seinen Vater vor. Das Volk staunt wieder über die hohen Herrschaften von Gottes Gnaden und ihre erhabenen Eigenschaften. Es macht sich den Spaß, immer republikanischer zu werden.

Hebrigens erinnert das Schreiben des Kronprinzen, der sich damit wieder in einen Gegenjah zu seinem Vater stellt, an sein Verhalten in der Marokko-Affäre. Damals erschien der Kronprinz ganz plötzlich im Reichstag und begleitete die Rede des Reichskanzlers v. Bethmann Hollweg mit ablehnenden Gesten.

Dieses Wortomittels erregte ungeheures Aufsehen, um so mehr, als zu derselben Zeit die alldeutsche Post in einem Schmähartikel gegen den Kaiser, diesem den Rai gab, zugunsten des Kronprinzen abzuhandeln. Am Abend des Tages, an dem der Kronprinz sich im Reichstage so demonstrativ gegen die Politik seines Vaters wandte, fand im Schloß eine Aussprache zwischen dem Kaiser, dem Kronprinzen und dem Reichskanzler statt und am folgenden Tage — befand sich der Kronprinz wieder in seiner Garnison, wiewohl angeklagt worden war, daß er den Marokko-Debatten im Reichstage mitter betwohnen war. Man pflegt dem Kronprinzen meist liberale Anwandlungen nachzusagen — der bekannte „Kronprinz-Überallismus“ — der gegenwärtige Kronprinz ist von solcher Anwandlungen offenbar frei. Von dem Tage an, wo er als junger Mann in einer in Dels gehaltenen Rede die Sozialdemokraten als „Glende“ bezelohete, bis zu seiner neuesten Betätigung, die sich direkt gegen seinen Schwager richtet, hat er bewiesen, daß er den Gedanken und Wünschen der Alldeutschen ganz besonders zugänglich ist. Das mag sich unter anderm auch daraus erklären, daß ihm Leute von der „völkischen“ Art eines Oldenburg-Januschau ganz besonders nahestehen.

Das amtliche Blatt teilt dann noch weiter mit: Das preussische Staatsministerium hat in seiner heutigen Sitzung über den in der braunschweigischen Thronfolgefrage beim Bundesrat zu stellenden Antrag Beschluß gefaßt. Wie bei Antrag lautet, wird nicht gesagt; nach Lage der Sache kann er aber nur dahin gehen, dem Cumberlander den Eintritt in der braunschweigischen Thronfolgefrage zu gestatten. Die Zustimmung des Reichstages ist „nicht erforderlich“ und wenn das Parlament des Deutschen Reiches wieder zusammentritt, wird es vor vollendeten Tatsachen stehen. Das Manifest, das der Cumberlander bei seinem Regierungsantritt erlassen wird, dürfte aber wohl so gehalten sein, daß auch die nationale Entrüstung der Nationalüberwieser sich in die Milch strommer Dentungsart verwandeln wird. Die Hauptfrage wird auf alle Fälle erfüllt werden: der kaiserliche Schwiegerjohn kriegt Thronänen und Volk von Braunschweig.

Ein Vermächtnis von 200 000 Mark hat eine verstorbene Frau S i e f f e n s der Stadt Danzig hinterlassen. Die Stiftung soll dem Andenken ihres Vaters dienen und den Namen Stiefensstiftung erhalten. Das Kapital soll zur Gründung einer milden oder gemeinnützigen Stiftung für Kranke oder Waisen, oder eine Schule oder Anstalt verwendet werden.

Befonders in den gesinnungslosen Neuesten Nachrichten des Millionärs Fuchs wurden der schwerreichen Spenderin himmelstürmende Loblieder gesungen. In maßlos überschmänglicher Weise preißt das Blatt den Edelmut, das gütige Verständnis für soziale Hilfe und noch vieles mehr der hochherzigen Geberin usw.

Wir quittieren über dieses schwülstige Gerede gern deshalb, weil es, sehr gegen die Absicht seiner Erzeuger, nachdrücklich großem sozialen Notstände speziell noch in Danzig der Abhilfe bedürfen. Wäre es anders, dann würde diese Anhimmlung vollständig unbegründet sein. Bestehen aber solche Notstände, dann ist es gewiß kein besonderes Verdienst zu ihrer Vinderung etwas von seinem Ueberfluß zu geben. Gewiß kommt es ungemein selten vor, daß sich reiche Leute in dieser Weise betätigen. Die Ausbeutung der Armen und Arbeitenden ist ihnen weitaus selbstverständlicher als die Verwendung ihres Vermögens, das doch nur die Arbeitskraft der Proleten geschaffen hat, zu deren Gunsten. Aber auch trotzdem wird es noch längst zu keiner weltbeglückenden Ruhmesdast, wenn einige Besizende anders handeln. Zudem ist es doch nichts Ungewöhnliches, daß solche Stiftungen mehr aus Eitelkeit und ähnlichen Gründen, als in der Absicht uneigennütziger Hilfe gegeben wurden. Aber auch dort, wo solche Momente nicht bestimmend waren, wird die Gewährung der Gaben meist an solche Bedingungen geknüpft, daß man uns mit dem Gerede von sozialer Großherzigkeit gefälligst vom Leibe bleiben soll.

Nicht die Gnade einiger Kapitalisten vor oder nach dem Tode ist das Mittel, das die Nothe der Armen in menschenwürdiger Weise beheben kann. Dazu gehört die soziale Pflichterfüllung des Staates und der Gemeinden, die nur der Klassenkampf aller Unterdrückten und Ausgebeuteten gegen die egoistische Kurzsichtigkeit der kapitalistischen Ausbeuter durchsetzen kann. Wie noch so weisheitsgelobten Stiftungen privater Art dienen schließlich nach Absicht oder Ausführung nur der „gütigen“ Fesslung der gnädigst Begünstigten. Die Arbeiterkassen braucht er keine Gnade. Sie fordert auf allen Gebieten gegen jede Bevormundung ihr gutes Recht.

Die Schidliker wollen nicht mehr Schidliker sein. Wenigstens die „besseren“ Leute nicht. Verschiedene von ihnen machen eifrig Propaganda für eine Verringerung des Namens. Sie haben diese Gelegenheit, die ihnen Herzensbedürfnis ist, bereits in einer Versammlung erörtert und wollen an den König von Preußen appellieren, daß dieser seine Zustimmung dazu gebe. Bei der Schidliker Arbeiterbewegung löst das Bestreben nach dem neuen Namen heraldische Heiterkeit aus. Ob im alten oder neuen Kleide, Schidliker wird bleiben, was es ist: eine proletarische Hochburg, in dem man stolz darauf ist, zur Klasse des arbeitenden Volkes zu gehören.



Persil
das selbsttätige
Waschmittel

Stärkewäsche
wird an den Rändern nicht so leicht rauh, da Persil allen Schweiß, Schmutz und Staub ohne Reiben und Bürsten von selbst löst und vollkommen beseitigt. Also grösste
Schonung des Gewebes
bei garantierter Unschädlichkeit.
Überall erhältlich, nie lose, nur in Original-Paket.
HENKEL & Co., DÜSSELDORF.
Auch Fabrikanten der allbeliebten
Henkel's Bleich-Soda

Arbeiter-Konfektion kauft man nirgends besser als bei

Siegfried Jüttner, Danzig
 vis-à-vis der Markthalle. Altstadt, Graben 83.
 Montur-Hosen od. Hosen, Blaudr. . . . 1.00
 Montur-Hosen od. Hosen, Cöper . . . 1.35
 Montur-Hosen od. Hosen, Cöper I. . . . 1.75
 Montur-Hosen od. Hosen, Pilot, gest. . . 1.90
 Montur-Hosen od. Hosen, Cop., extr. schwer 2.25
 Leder-Hosen für Männer . . . 2.50, 2.00, 1.50, 1.25
 Große Auswahl in gestrickten Jacken und Sweater.

Kredit

ausgeben ich jedemman bei Einnahme von

Möbeln
Polsterwaren
 Komplett-Möbelzimmer.
Garderobe
 für Herren, Damen und Kinder.
Abzahlung 1 Pk.
 pro Woche an. Freie Lieferung.
 Das vornehme Kredithaus in Danzig. Rie. Pilsch Kredit.
M. Grau,
 Danzig, Holzmarkt 4
 Verlangen Sie meinen Produktkatalog. Zusendung gratis und frank.

Weichsel-Königin
Seife
 besitzt höchste Waschkraft infolge ihres Gehaltes an bestem Terpentindl.
 Ueberall erhältlich.
 J. W. Wendisch Nachf., Seifenfabrik, Thorn.



Tuchler's billige 10 Schuhtage 10

auern nur noch bis einschließlich **Montag, den 27. d. Mts.**

Es liegt in Ihrem Interesse, wenn Sie die **nie wiederkehrende Kaufgelegenheiten** nützen, um den Bedarf an **Damen-, Herren- u. Kinder-Stiefeln**, die zum Teil mit **direkten Verlustpreisen** verkauft worden, zu decken.

Schuh-warenhaus **Tuchler** Holzmarkt Nr. 19.
 neben der Hutfabrik Bruno Berendt Haltestelle der Elektrisch. Straßenbahn.

Putz! Modernisiere Hüte, Muffs, Stolas zu billigsten Preisen
Anna Menzel
 Hundegasse Nr. 62, 1. Etage.

Sastrow. Expedienten. Wir laden zum 1. November für Sastrow einen zuverlässigen Expedienten ein. Meldungen sind an den Genossen Hüb. Maduske, Sastrow, Töpferstraße, zu richten.
 Expedition der Volkswacht, Danzig, Paradiesgasse 32.

Lassen Sie Ihre Garderobe bei **Louis Israelski, Kohlenmarkt 11** arbeiten.
 Elegante Anzüge nach Maß 48, 55, 60 bis 85.
 Paletots u. Ulster nach Maß 45, 50, 60 bis 85.
 Modernste Stoffe, prima Verarbeitung.

Deutscher Holzarbeiter-Verband
 Zahlstelle Danzig.
 Am Sonnabend, den 25. d. M., von abends 8 Uhr ab im Etablissement des Herrn Steppuhn in Schidlitz
Herbst-Vergnügen
 verbunden mit Instrumental- und Vokal-Konzert, theatralischen Aufführungen, humoristischen Vorträgen, diversen Überraschungen und **Festball**.
 Orden- u. Schleifentour vorgesehen. Entree 40 Pf.
 Das Komitee.

Jede Singer-Nähmaschine, Bobbin, Ring- und Rundschiffchen etc. wird unter Garantie so repariert, daß sie wie neu läuft. Schiffe 80 S. Klauen 30 S., 3 Nadeln 10 S. Neue Maschinen gegen bar ca. 40 M. billiger, Gebr. Maschinen v. 18 M.
G. Knabe, Mechaniker.

Brock's
Sohlen-Anzünder
 sind stets die besten für den Haushalt.
 Belgische Kaninchen, junge u. alte sowie andere Sorten, Kneipab 2, 1 Tr.

Bezugsquellen-Verzeichnis.
 Den Lesern bei Einkäufen zur Beachtung empfohlen. Erscheint wöchentlich einmal.

Herren-Artikel.
Hut-Haus London
 Nur 11. Damm 10.

Three Shillings-Hat
 Nur Paradiesgasse 7/8.

Herren-Garderoben.
S. Lazarus
 Arbeiterbekleidung Maßanfertigung Herrenartikel
 Langfuhr Hauptstrasse 53.

Goldene 14
 Lange Brücke.
Konfektionshaus für Arbeitergarderoben
J. Kuhn, Schüsseldamm Nr. 56.

Kaufhäuser.
Sally Bieber, Stadtgebiet Nr. 46
 Manufaktur-, Kurz- u. Schuhwaren sowie sämtl. Arbeitergarderoben.
Kobica, Holz, Briketts.

Danziger Brotfabrik
 G. m. b. H., Kolkowgasse 15.
Kolonial- u. Materialwaren

A. Hagedorn, Wallgasse Nr. 25.

G. E. Schimmelmann vorm. PRANTZ
 Schüsseldamm 32
 Mehl, Hülsenfrüchte etc.

Meiereien.
Sämtl. Meierei-Artikel
J. Krzykowski Brot, Paradiesgasse 4.

Möbelmagazine.
 Das **Möbel-Magazin** von **Fr. Lesinski, Langfuhr**
 Kastanienweg 5a
 ist bei der Arbeiterschaft die beliebteste Bezugsquelle aller Sorten Möbel. Bequeme Zahlungsbeding.

Musikinstr., Grammophone
Danziger Sprechmaschinen- u. Fahrrad-Zentrale, Hundegasse 33
 Reelle u. billige Bezugsquelle für Abonnenten der Volkswacht. Zubehör u. Reparaturen enorm billig.

Restaurants.
Maurerherberge
 Schüsseldamm 28
 Verkehr: lokal d. freien Gewerkschaften.

Schnupftabak-Fabriken.
Julius Gosda
 Häkergasse 5
 11. Priestergasse 5, Ecke **Schnupftabak-Kachelei.**

Schuhwaren.
August Wilke
 Langfuhr, Hauptstrasse.
 Billigste Bezugsquelle für reelle Schuhwaren.
 Eigene Reparatur-Werkstatt.

L. Michaelis
 11. Damm 6, Heilige Geistgasse 36
 Große Lager gedieg. Schuhwaren
 Arbeitstiefe!, Reparaturwerkstatt.

Transportgeschäfte.
Roll-Fahren
 werden billig ausgeführt
A. Hagedorn, Wallgasse 25.

Uhren- und Goldwaren.
Uhren- und Goldwaren
U.S. Lewy Nachf., Danzig
 Breitgasse 28, Ecke Goldschmiedeg.

Zigarrengeschäfte.
Cigarren-Import
M. Schwabe
 Danzig, Paradiesgasse 6/7.
 Russische und türkische Zigaretten.
 Rauch-, Kau- und Schnupftabak.

Organisierte Arbeiter kaufen
 bei **Eugen Sellin,** Schüsseldamm 56.
 Tabak, Zigarren
 Zigare

A. KRAUSE
 Danzig
 Rammbau 13.

J. Noetzel, Paradiesg. 32
 empfiehlt seine vorzüglichen **Zigarren-Spezialmarken.**

Bernhard Lemke, Schüsseldamm Nr. 29.
 Zigarren, Zigaretten.

Alkoholfreie Getränke.
Fabrik für alkoholfreie Getränke
 von **E. Ehlert Nachfolger**
 Schidlitz.

SINALKO
 Albert Kraft.

Chr. Schatz, Ohra. Teleph. 455.
 Barbier- und Friseur.

Barbier- und Frisier-Salon
Kurt Bartsch
 Paradiesgasse 4.

Bierbrauereien.
Danziger Aktien-Bierbrauerei.
 Jahresumsatz ca. 100 000 Ml.

Bier- Niederlagen.
M. Lettau, Breitgasse 48.
 Danziger Aktien-Bier.
Brotfabriken.

Danziger Brotfabrik
 G. m. b. H., Kolkowgasse 15
 Bitte Schilder kennz. die Niederl.

Bäckereien.
Bäckerei Köppler Haselwerk 8,
 feinste Backwaren

Damenputz u. Modewaren
M. Laube, Ohra
 Kurz-, Weiss-, Wollwaren.

Destillation, Liköre.
F. Berner, Kolonialwaren,
 Spandhaus-Neugasse 10-11.

Oscar Schützmann, Tischlergasse 67
 ff. Liköre, Rum und Kognak.

Fahrräder, Nähmaschinen.
Fahrräder und Zubehörteile
Carl Sietz, Ohra
 Grammophone und Platten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil Gustav Schröder, für den Inseratenteil Paul Benschke. Verlag Volkswacht J. Gohl & Co. Druck von C. Langowski, sämtliche in Danzig.

Die heutige Nummer umfasst 8 Seiten.

Die Jahrhundertfeier und die deutsche Arbeiterschaft.

Gedanken eines Danziger Arbeiters zum Völkerschlachttrummel.

II.

„Deutschland wimmelt von Fürsten, von denen drei Viertel kaum gesunden Menschenverstand haben und die Schmach und Geißel der Gesellschaft sind. So klein ihre Länder, so bilden sie sich doch ein, die Weltmacht zu sein. Ihre oft sehr zweifelhaftes Gebürt als Zentrum alles Verdienstes betrachtend, halten sie die Mühe, ihren Geist oder ihr Herz zu bilden, für überflüssig und unter ihrer Würde. Wenn man sie handeln sieht, möchte man glauben, sie wären nur da, um ihre Mitmenschen zu verlieren (abzurufen), indem sie durch die Verfechtungen ihrer Ansichten und ihrer Handlungen alle Grundzüge zerstören, ohne die der Mensch nicht wert ist, ein Vernunftwesen zu heißen.“ So hat ein Graf v. Anteußel die entarteten, halbintelligenten deutschen Fürsten des 18. Jahrhunderts charakterisiert, von denen sich das Volk gehorft in der Stille warf. Dagegen können unsere jüngsten Geschichtsschreiber diese Dinge nicht. Also geben sie sie zu. Nur — für Preußen soll es anders wahr sein. Preußen wäre der Hort gewesen, in dessen Schutz sich alle guten Kräfte gesammelt hätten. Und dort wären sie sorgfältig groß gezogen. Preußens Regierung sei stets von idealen Streben getragen. Sie hätte dem Staat zu einem starken Bollwerk ausgebaut, das die deutsche Kultur vor der Vernichtung bewahrt und zu neuer Höhe gebracht habe. Auf diese Mühen hoffte gesamt: Gelehrte ist zu erwidern, daß in Preußen wie anderswo auch, die materiellen Interessen dem Einzelnen sowohl als auch der Klasse das Verhalten diktiert haben. Jetzt und auch in früherer Zeit, heute sind die oft und meistpreussischen Junker streng hohenzollern-treu gesinnt und couragierte Polenverfechter. Als einst der „Große Kurfürst“ das Ordensland in Besitz nahm, wehrte sich der preussische Adel mit Händen und Füßen gegen den rechtmäßigen Herren. Die deutsche Aristokratie Preußens stand zur Krone Polens, allen voran die Kabinets- und Katschken. Und ein Träger des letztgenannten Namens starb auf dem Blutgerüst. Rechtssträflich verurteilt wegen Landesverrats. Der Grund, daß sich die Ähnen der Katschken von heute so rühmlich gebühret, ist derselbe, der vor ihnen die Kaserne und Liederlied: „Jochhüte, Jochhüte hüt di!“ um die Tür des Berliner Schlosses schreiben ließ und noch früher die Brüder Dönhov ihre Mähren zum Kampf gegen den ersten Joller zu fahrlässigem Bewog: Furcht vor materiellen Schädigungen durch den Fürsten. Im Kampf gegen den brandenburgischen und preussischen Adel errangen die Hohenzollern ihre Position in dem neu-gegründeten Staat. Aber dieser Kampf ist nie zu einem siegreichen Ende für die Krone gelangt. Bis zum heutigen Tage nicht. Wir brauchen da nur daran erinnern, daß Junkertrug das Kaiserwort von dem Mittelstandkanal: „Gebau wird er doch!“ zunächst machte, daß einer dieser Kanalrebell, Herr von Dalkow, heute in Preußen als Polizeiminister unumschränkt gebietet, daß die Wahlförm, für die Wilhelm der Zweite sein königliches Wort verpfändete und die er in der Thronrede als „die wichtigste Aufgabe der Gegenwart“ bezeichnete, von denselben Zentrum verhindert wird, deren Vorfragen den Hohenzollern im offenen Kampf entgegen traten.

Am liebsten hätte die brandenburgisch-preussische Aristokratie feinerzeit wohl gesehen, wenn sie im Lande ein Regiment nach Art der Adelsrepublik Venedig oder Polen hätte aufrichten können. Aber der bewaffnete Widerstand ihrer Klasse brach zusammen und nun posierten sie die Junker den neuen Verhältnissen an. Auch unter denen wußten sie vortrefflich zu dem „Jrigen“, das heißt, zu dem Gelde des Volkes zu kommen. Auf zwei Gebieten bewähr-

*) Mitgeteilt von Biedermann in seinem „Deutschland im 18. Jahrhundert“.

ten die preussischen Junker vor allem diese Kunst: bei der Tagern-verklausung und bei der Nachbarmachung des Militarismus für den adligen Beutel.

Als im Mittelalter das Germanentum die zurückeroberten Slawenländer des Ostens zu kolonisieren begann, geschah das in der Hauptache durch freie Bauern, denen ohne Menge Vorteile geboten wurden, um sie zur Ueberführung nach dem Osten zu bewegen. Später kam es auch hier, wie in Thüringen und Franken, wie im Hegau und am Rhein: Die Ritter maßten sich zuerst das Recht der Gerichtsbarkeit und dann das Eigentumsrecht über die Bauern und deren Besitz an. Erbnuntertänigkeit hat man diese schon Einrückung im äußersten Osten Deutschlands genannt. Zunächst war hier auch nach dem Abfall der Bauern vom Deutschen Ritterorden ihre Lage günstig gewesen. Aber in dem dreizehnjährigen Kriege des Ordens mit Polen blieben von 21 000 Dörfern kaum 3020 verschont. Gegen 90 000 Bürger und Bauern verschlang dieser Krieg. Zu einem Widersehen der Bauern gegen den Adel ist es in unserer Heimat nirgend gekommen. Einzig im Samland rotteten sich im Jahre 1525 die Bauern zusammen. Durch Versprechungen bewog man sie zum Niederlegen der Waffen. Dann starben dreißig der Führer unter dem Hakenbeil. Ungestört konnten die Junker nun da ab die Bauern ausplündern. Die abstoßlichen Zustände, die sich in Ostpreußen herabgebildet hatten, beschreibt Knapp in seiner „Bauernbefreiung“ folgendermaßen: „Die Kost der Leibeigenen war folgende: fünf bis achtmal im Jahre Fleisch, oft von krankem oder halbverrottem Vieh, sonst Graupen, Hirse, Erbsen, nicht immer satt zu essen. Hamster, das Fleisch von krepierenden und lebendig verbrannten mit Schutt bedeckten Kühen esset sie als Delikatesse auf der Stelle und suchten es unter dem Schutt hervor. Die meisten gehen das Jahr hindurch ohne Strümpfe. Im Sommer haben die meisten nur ein grebes, wergenes Hemd und ein Paar Bekleidet an. Ja, einige Weiber, alte wie junge, gehen noch im Oktober ganz ohne Hemd und haben bloß einen schlechten Weiberrock an und eine Zoppe auf ihrem Leib, und auch diese nicht etwa zugemacht, sondern man hat die bloße Brust und den Leib bis auf die Hüfte frei.“ Der Bauer ist der „Mutterkorn“ im Gegensatz zu der „Herrschafft“. Er hat alljährlich an einem Tage seine ganze Familie dem „Herrn“ vorzuführen und dieser bestimmt, was aus den erwachsenen Kindern wird. Ohne Erlaubnis des „Herrn“ dürfen sie kein Handwerk lernen und auch nicht die Scholle verlassen. Der „Herr“ hat — wenigstens in Ostpreußen *) — die Bauern beliebig verkaufen und verpfänden können.

Und nicht nur diese Schandtaten bezog der Adel. Rasch es ihm, dann nahm er dem Bauern einfach Haus und Hof fort, er „legte ihn“. Der Ausdruck, dem Niederlegen des Hengstes zur Kastration nachgebildet, ist bezeichnend für die von Junkern geleitete Brutalität. Zehntausende von Bauern haben so ihr Eigentum an die Junkerfamilie verloren. Die Wohnung des mecklenburgischen Edelmannes, der seine Bauern legt, kommt mir vor, wie die Höhle eines Raubtieres, das alles um sich verdrückt und mit der Stille des Grabes umgibt“, schrieb der preussische Minister Freiherr v. Stein in einem Briefe. Die pommerischen und preussischen Edelente trieben es nicht besser, als ihre mecklenburgischen Kollegen. Friedrich Wilhelm der Erste und nach ihm der alle Frey unternahm einige schädliche Versuche, die Leibeigenenschaft aufzuheben und das Bauernrecht einzuschränken. Aber die Junker piffen auf die königlichen Edikte und taten, was sie wollten. Die Erlasse Friedrichs des Großen blieben beschriebenes Papier, Geseh wurden sie nicht. Der preussische Bauer war im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts um nichts besser daran, als der französische.

Anfänglich hatte es den Hohenzollern große Mühe gekostet, von ihren „getreuen Ständen“ die Mittel für die Einrichtung eines lebenden Heeres zu erhalten. Dann aber fanden die Junker, daß dieses eine vortreffliche Einnahmequelle abgibt und der Widerstand ließ nach. Im Zeitalter der Landsknechtsfähnlein und noch lange nachher war der Krieg ein Handwerk wie jedes andere chr-

*) Mitgeteilt von Sahme in seiner „Gründlichen Einleitung zur preussischen Rechtsgelehrtheit“.

same Gewerbe. Der „Obrist“ eines Regiments bestritt zunächst von seinem Gelde die Kosten der Ausrüstung, verdingte sich einem der kriegslustigen Herren und sah dann zu, wie er das ausgelegte Geld mit möglichst großem Profit wieder herbeiliet. In abgeänderter Form erhielt sich diese Sitte in der preussischen Armee bis zum „unglücklichen Kriege“. Wohl wurde für jedes Regiment eine bestimmte Summe aus der Staatskasse ausgeworfen. Was jedoch an diesem Gelde erspart wurde, floß in die Taschen der Offiziere. Unter Friedrich Wilhelm dem Ersten gab es ein Sprichwort, ein preussischer Hauptmann tauschte mit manchem Reichsfürsten nicht. Das kam daher, er erhielt für den Unterhalt der Kompagnie eine Raufsumme und hatte nach der Pantonsverteilung von 1733 das Recht, die einheimischen Soldaten auf neun, ja selbst auf zehn Monate zu entlassen. In der Riste wurden sie natürlich trotz des Urlaubs geführt. Während sie in Wirklichkeit schufterten und schneiderten, den Aker für den Grundbesitzer bestellten, oder sonst ein Gewerbe betrieben, strichen die „Herrn Offiziers“, das Geld des Staates ein. Aus dem Unzug dieser Ersparniswirtschaft erklärt sich auch die jämmerliche Kleidung des preussischen Soldaten unter Friedrich Wilhelm dem Zweiten und seinen Nachfolger. Je weniger die Uniform kostete, um so höher war der Profit des Regiments- und Kompagniekommandeurs. Um dieses größeren Profits willen zog der preussische Soldat schließlich ohne Weste ins Feld. Schlecht genährt, schlecht gekleidet war die Armee, die Preußens Könige in den Kampf gegen die französischen Republikaner und später in den Krieg gegen Napoleon schickten. Dafür erhielt der preussische Soldat um so reichlicher Prigel. Sonntags und Werkeltags, auf dem Exerzierplatz und im Quartier, ja sogar noch, wenn es in die Schlacht ging.

Da war aber doch noch der Bürger. Wie ging es denn dem? Je man, von Rechten und Freiheiten spürte er ebenso wenig als der Bauer oder der Soldat etwas. Die Rechte des Bürgers trug die Krone auf dem Schwanz fort. „Ich betrachte die Menschen als eine Herde Hirse in dem Wildpark eines großen Herrn, die keine andere Aufgabe haben, als den Park zu pflücken“, so legte Friedrich der Große in einem Briefe an Voltaire am 26. August 1741 seine Bevölkerungstheorie dar. Den durch die Kriege des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts entwerteten französischen Wildpark zu „pflücken“ und Steuern zu zahlen, war die Aufgabe des preussischen Bürgers. In der Zeit, da Niederländer und Briten sich an Stelle der Spanier und Portugiesen in die Weltber- schaft teilten, lebte er in den beschranktesten, opflüglichen Verhältnissen. Noch waren die Wunden des dreißigjährigen Krieges nicht geheilt, da kamen die Kämpfe zwischen Schweden und Polen, die Brandenburger-Preußen sehr in Mitleidenschaft zogen. Dann unter dem westphälischen Frieden dem Ersten das Zeitalter „der drei Weiber“, vom Volke nach dem Namen der Minister so genannt. Schließlich nach dem jahrzehntelangen Mützen Friedrichs des Großen um den Besitz Schlesiens die Maitressenwirtschaft seines Neffen. Schon unter Friedrich dem Großen schrieb der englische Gesandte, Lord Malmesbury 1772 über die Zustände in Berlin:

Eine totale Sittenverderbnis beherrscht beide Geschlechter aller Klassen, wozu noch die Dürftigkeit kommt, die notwendigerweise teils durch die von jetzigen König ausgehende Besteuerung, teils durch die Liebe zum Luxus, die sie seinem Großvater abelenkt, herbeigeführt worden sind. Die Männer führen mit beschränkten Mitteln ein ausschweifendes Leben, die Frauen aber sind Harpyien ohne alle Scham. Sie geben sich dem preis, der am besten bezahlt, Zartgefühl und wahre Liebe sind ihnen unbekante Dinge.

Friedrich Wilhelm der Zweite, der von 1786—1797 regierte, gab seinem Volke das schlechteste Beispiel. Er ließ sich durch den Hofpaffen Böhmern seine Maitresse Julie v. Wolf als zweite Ehefrau antauchen. Und als die Hof im Wachsenfeld ließ, ging Jöllner darauf ein, dem König die zweite Maitresse, die Gräfin Sophie von Nänhoff, als Nebenfrau zu vermählen. Im Volke war das Treiben des Landesvaters natürlich bekannt und bildete die beste Entschuldigun für die Untertanen, die es dem Könige gleichm wollten. Wo sollte da Wohlstand herkommen, wie sollten da große Gedanken keimen? Die Ansätze dazu, die die Sittlichkeit nicht vernichtete, erstikte die Kabinettsjustiz und die Verwaltungs-

Kleines Feuilleton.

Leipzig.

I.

Vor Leipzig erhebt sich hoch und plump das Volleriedensmal der Völkerschlacht. Wie ein riesiger Briefbeschwerer, ein steinernes Monument. Der phantastische geistige Steinbauern wirkt in der Umrissform nicht größer, als auf den Ansichtskarten. Obwohl man den Kelch, um ihn hoch zu heben, über dem Abfall und Schutt von ganz Leipzig errichtet hat, scheint er immer wieder in die Erde zu sinken und die einzelnen Teile sich übereinander zu schieben. Nichts bezeugt die innere Leere dieser ganzen patriotischen Geschäftstätigkeit, wie das jämmerliche Verlagen, einen künstlerischen Ausdruck zu finden. Wo kein wahres Gefühl, vermögen auch die ungeheuersten Steinblöcke keine Größe zu gewinnen.

Nicht weit von diesem Steinbauern glänzt in den Himmel die goldene Kuppel einer russischen Kirche. Man möchte sie aus der Ferne für eine Attrappe halten aus dem Bergnützungspark der benachbarten Kaufach-Ausstellung, wenn man nicht wüßte, daß es eine wirkliche russische Kirche ist, die in diesen Tagen der Jahrhundertfeier geweiht werden soll. Russische Großfürsten und Kosaken erscheinen leidenschaftlich, um gemeinsam mit deutschen Fürsten, deutschen Soldaten, Gendarmen, uniformierten und zivilen Schutzleuten die Tage zu feiern, da vor hundert Jahren die Freiheit erkämpft sein soll.

Eine sinnige Art, ein Freiheitsfest zu feiern. Man wiederholt so etwas, wie die Belagerung von Leipzig; nur daß die Belagerten heute den eindringenden Belagerten die Kosten für ihre Lebenswürdigkeit bezahlen. 180 000 Mark und mehr merdet die Stadt Leipzig auf, um das Schauspiel zu genießen, daß durch vielfach undurchdringliche, menschliche Sperrposten alles Volk ferngehalten werde von den einziehenden deutschen und russischen Jubelgästen. Hundert Jahre nach der Eroberung der Freiheit, für die das Volk gekämpft, zeigen sich die Herrschenden nur im Schutze unübersteigbarer Waffengewälle dem getreuen Volk. Freilich stürzen sich auch jetzt wieder die Bürger auf ihre Weise in den Krieg. Die Mäler der Stadt brechen mit Lanzen und Wiken heldenmütig gegen arme papierne Antischläge los, die zu Versammlungen einladen und die Wahrheit über 1813 ankündigen. Die kriegerische Begeisterung ist nicht erloschen; sie bricht gerade jetzt also fürmlich hervor!

II.

Was feiert man? Bevor Napoleon 1813 Paris verläßt, gibt sein Minister Mitte Februar in der gesetzgebenden Versammlung eine Uebersicht über die kulturellen Errungenschaften unter dem Kaiserreich. Frankreich

hat trotz eines zwanzigjährigen wütenden Krieges seine Bevölkerung um ein Zehntel vermehrt. Das Einkommen aus den Erzeugnissen des Ackerbaues hat 5 Milliarden erreicht. Die Verwertung der Rohstoffe durch Handarbeiten und Fabrikation trägt 1300 Millionen. 65 Millionen bringen die Verwertungen der neuen chemischen Entdeckungen. Alles in allem erzeugt Frankreich 7 Milliarden Francs an Produkten des Ackerbaues, der Handarbeit und Industrie, vielleicht sogar 10 Milliarden jährlich. Der Handel Frankreichs macht mit 126 Millionen Ueberschuß der Ausfuhr über die Einfuhr, obwohl das Meer geschlossen ist. Der Kaiser hat 30 Millionen für Brücken, 54 Millionen für Kanäle, 267 Millionen für Straßen, 100 Millionen für Sicherung und Ausbau der Seehäfen aufgewendet, 100 Millionen wurden zur Verschönerung von Paris verausgabt, 12 Millionen für Waisenhäuser und Zufluchtsstätten für den Bettel. (Weil man hinüber über die engeren Grenzen Frankreichs, so ist eine Milliarde zu öffentlichen Arbeiten geweiht worden. „Diese unermesslichen Ausgaben ersetzen der Völkern mit Wucher die von ihnen bezahlten Tribute und beleben das neue wie das alte Frankreich, Rom und Holland wie Paris.“)

Jetzt, wenige Monate später, wird die ganze Kraft nur der Zerstörung hingegeben. Fünfmilchunderttausend Menschen rufen vom 16. bis 19. Oktober im Nordwesten: 177 000 Franzosen gegen 336 000 Preußen, Russen, Desterreicher und Schweden. Unablässig brüllen die Kanonen, 220 000 Geschosse speien sie in diesen Tagen aus, 95 000 allein am 18. Oktober. Die Granaten fliegen bis in die innere ummauerte Stadt. Ringsum brennen die Dörfer, 45 000 Tote und Verwundete läßt Napoleon zurück, 80 000 die Verbündeten. Am 16. Oktober ist Napoleon Sieger, am 18., als die Nacht dem blutigen Grauel eine Ruhepause erzwingt, ist Napoleon nicht besiegt; die Franzosen haben fast alle Stellungen behauptet, obwohl mitten in der Schlacht die Sachsen meuterten und zu den Verbündeten übergingen. Am 19. tritt Napoleon trophdem den Rückzug an. Gegen diese ungeheure Uebermacht half kein Heldennut und auch kein strategisches Genie. Die Elsterbrücke fliegt vorzeitig in die Luft, die auf der Brücke stürzen in den Strom, die noch nicht hinüber konnten, werden jetzt von den Verbündeten niedergemacht oder gefangen.

Die Tore Leipzigs werden geprennt, im Siegestrausch ziehen die Verbündeten ein. Leipzig ist eine Stadt von wenig mehr als 30 000 Einwohnern. Die Bevölkerung verdoppelt sich in diesen Tagen: durch Kranke, Verwundete, Sterbende, Gefangene. Es gibt kein Brot mehr in der Stadt. In den engen Straßen kämpft die kleine französische Besatzung mit einer Tapferkeit, in der der Wahnsinn grübelt. Die Luft ist verpestet von dem Urkat und den faulenden Kadavern der Pferde. Die gefangenen Franzosen haß verhangert, irren umher und verschlingen, was sie in den Kehrichthaufen finden, sie sättigen sich an dem faulenden Fleisch und selbst vor menschlichen Leichnamen schreckt ihr Fieber nicht zurück. Die

Thomaskirche ist das Lazarett der Franzosen. In einer Seitenkapelle entsteht eine Explosion. Die Kranken irren panisches Entsetzen von ihren Lumpen. Ein (franzosenfeindlicher) Augenzeuge schildert den gräßlichen Anblick, wie die elenden, kaum Lebenden ähnlichen Kranken, gleich Haufen von Gewürm, einer über den anderen herauskrochen, weil sie nicht wußten, was vorgebe. Sie mußten mit Gewalt zurückgetrieben werden; es war der grenzenlose Gedanke über sie gekommen, man wollte die Kirchen mit in die Luft sprengen, um sie nicht länger nähren zu müssen.

Hundert Jahr, wäler jubelt man lärmend, in glühendem Pomp!

III.

Wer feiert? Der König von Sachsen lud die Fürsten nach Leipzig ein: Der Nachkomme des Mannes, der von Napoleon die Königskrone empfing, der — als einziger der deutschen Fürsten — dem Kaiser auch nach Leipzig die Treue bewahrte, der nach der Schlacht Kriegsgefangen von den Verbündeten nach Berlin geschleppt wurde. Der ist jetzt der Gastgeber. Und die Siegesfeier läutet in der zweiten Hauptstadt des Landes, dessen Zerkörung und Auslieferung an Preußen der Siegespreis war, um dessen willen der preussische König sich zum Kriege bewegen ließ. Preußen mußte sich dann mit der Hälfte Sachsens begnügen; die Rivalität Desterreichs ließ den ganzen Raub nicht zu. Dieses Sachsen feiert heute den Tag seiner Zerkörung! Zusammen mit denen, die ihm den Umergang geschworen und den Raub nahmen. Die Weltgeschichte ipakt verweigen!

Es feiern alle die Rheinbundfürsten, die ihre Länder und ihre Kronen Napoleon verdanken und 1813 an seiner Seite kämpften. Einer aber feiert mit geschichtlichem Recht: der Kosak. Aus dem Untergang Napoleons wucherte die Vorherrschaft des Zarismus im Osten Europas.

Es feiern endlich die Patrioten, die Alldeutschen, dieselben, die heute jeden Tag den Krieg gegen England verkünden, obwohl doch isern überhaupt Leipzig die Entscheidung gebracht haben sollte — in Wahrheit brachte sie nicht Leipzig, sondern der Abfall des französischen Volkes von Napoleon — der wirkliche Sieger dieses Englands geblieben ist, dessen Welt Herrschaft durch den Sturz Napoleons zur Höhe kam. Gerade dieser eigentliche Sieger aber fehlt bei der Feier. Dort regiert gegenwärtig die Demokratie und man will nicht gern an die Zeiten erinnert werden, da England die Heere gegen die Revolution und Napoleon zusammenkaufte, um die wirtschaftliche und politische Entwicklung des europäischen Festlandes zu hemmen.

Genau einen Monat nach der Schlacht bei Leipzig aber erstattete im britischen Parlament Lord Castlereagh diesen Rechenschaftsbericht: „Ich habe Rechenschaft von der Verwendung der Summe gegeben, welche das Parlament zu Ende der letzten Sitzung mit solcher Freigebigkeit der Regierung anvertraut hat. Man hat

an diesem Wundertage hoch auch in unserer vielgeliebten Vaterstadt. Um so größer war daher unsere Überraschung über das, was die liberale Befinnungslässigkeit alles „festgestellt“ hat. Wir erfahren sogar, daß an sorglichen offiziellen Festtagen der Flaggenhändler sich nur auf die behördlichen Gebäude beschränkt! Kein lässiges Beständnis! An diesem Tage der Herrlichkeit und Freude soll es aber ganz anders gewesen sein. Alle Straßen sollen sogar in dem Festhändler wehender Fahnen gegläntzt haben. Und so etwas wird den armen Lesern erzählt, ohne daß eine grogduftende Silbersternnacht vorausgegangen ist.

Die fröhlichen Nachrichten sind von freiherrlichem Jubel so überwältigt, daß sie nicht weniger als „festlich erregte Stadt“, „wonnereichere Siegesfreude“ und „unbändigen Jubel“ gesehen haben. Wenn es noch immer richtig ist, daß der Herr es den Seinen um Fuchs im Schilde gibt, dann kann es schon stimmen. Den Beweis für die selbsterfundene festliche Erregung liefert das Fuchsbild wirklich, überwältigend durch die Schilderung der Feier einiger höherer Schulen in Jäschental und zwei oder drei Vereinsveranstaltungen „besserer“ Kreise.

Wir brauchen hiernach nicht mehr nachzuweisen, daß das wirkliche Volk, die arbeitende Masse, auch in Danzig an dem reaktionären Rummel keinen Teil hatte. Aber auch weite Kreise des Bürgertums standen ihm kühl bis ans Herz gegenüber. Der sogenannte Flaggenhändler beschränkte sich, wie immer, auf die Geschäftsleute, die auf diese Art Reklame mit Rücksicht auf bestimmte Kundengruppen nicht verzichten können, und auf Leute, die das dringende Bedürfnis haben, ihre gute Stellung nicht unter den Scheffel zu stellen. Dazu kommen noch die behördlichen Gebäude, die schon die Danziger Zeitung sehr richtig erwähnte.

Wer sich nicht in unaufrichtiger Stimmungsmache ergehen will, der muß zugeben, daß kein Tag der großen Mehrheit der Danziger gleichgültiger als der 16. Oktober gewesen ist.

Der Brandkatastrophe haben am Sonntag die Danziger Feuerwehr zum Einreifen gezwungen. In der Nacht von Sonnabend zu Sonntag geriet im Hause Hakewert 1/2 eine als Schlafzimmern benutzte Stube in Brand. Die Bewohnerin, eine ältere Frau, erwachte durch den belzenden Rauch. Sie war jedoch nicht mehr in der Lage, sich zu retten. Die Feuerwehr holte mit einer Leiter die in höchster Gefahr Schwebende aus den verqualmten Räumen heraus und löschte den Brand. Am Nachmittag wurde die Feuerwehr nach der Rodenackerischen Brauerei in der Hundegasse gerufen. Hier hatte sie zwei Stunden mit dem Löschen eines Brandes zu tun. In Langsühr brannte es abends 7 Uhr. Trotz tatkräftigen Eingreifens der Feuerwehr ist der Dachstuhl des Hauses Mühlweg 4 a zum großen Teile zerstört. Abends um 10 Uhr mußte dann die Feuerwehr im Hause Langgasse 14 einen Fußbodenbrand löschen.

Krankenversicherung der Dienstboten. Vom 1. Januar 1914 ab müssen u. a. auch Dienstboten bei der dann ins Leben tretenden Allgemeinen Ortskrankenkasse zu Danzig gegen Krankheit versichert werden. Ein von dem Arbeitgeber abgeschlossenes sogenanntes Dienstbotenabonnement auf freie Kur und Verpflegung in einer Krankenkasse hat nicht ohne weiteres Bestätigung von der Versicherungsbehörde zu Folge. Vielmehr kann die Besetzung auf Antrag des Arbeitgebers nur dann eintreten, wenn der Dienstbote an diesen bei Erkrankung Rechtsanspruch auf eine Unterstützung hat, die den Leistungen der Krankenkasse gleichwertig ist.

Die Beiträge, welche zu zwei Drittel den Dienstboten und einem Drittel der Herrschaft zur Last fallen, richten sich nach der Lohnhöhe. Der Lohn besteht beim Dienstboten aus Barlohn und der freien Station; letztere ist bei einem erwachsenen, weiblichen Dienstboten mit 400 Mark für das Jahr anzusetzen. Beträgt der Barlohn 15 Mark monatlich, so kommen zu der Summe von 400 Mark noch 180 Mark dazu, so daß der Jahreslohn 670 Mark beträgt. In diesem Falle ist ein wöchentlicher Beitrag von 54 Pfennig zu entrichten. Beträgt der Barlohn 20 Mark, so sind 66 Pfennig zu entrichten.

In die Mollatze aeforunden ist nächstlicherweife die Frau des Fleischermeisters Wohlgemuth aus der Brodbäckergasse. Die Lebensmüde erkrankt. Ihre Leiche ist bereits gefunden.

Am Mittwoch wurde Sonntag vormittag die Leiche einer Frau von etwa 40 Jahren aus der Weichsel gezogen. Die Leiche trug keine Papiere bei sich. Ihre Personalien konnten daher nicht festgestellt werden.

Mit der elektrischen Bahn stieß am Montag Mittag in Neujahrwasser ein Automobil, das aus der Kleinen Straße kam, zusammen. Der vordere Teil des Automobils ging bei dem Aufprall in Splinter. Menschen wurden nicht verletzt.

Elbing-Marienburg.

Die Stadtverordnetenwahlen der dritten Abteilung finden nach einer Mitteilung des Magistrats in der Stadtverordnetenversammlung in diesem Jahre am 25. und 26. November statt. Die zweite wählt am 27. und 28. November und die erste Abteilung am 1. Dezember. Wahllokal ist für die erste Abteilung das Rathaus, für die zweite Abteilung die Bürgerressource und für die dritte Abteilung, für die diesmal Bezirkswahlen vorgezogen sind, Gewerbevereinshaus, Gewerbehaus, Turnhalle, Bahnhofshotel, Erholungsheim und Alte Welt.

Die Elbinger Elektrizitätsgesellschaft

beschäftigt, wie schon öfters, in starkem Maße die Öffentlichkeit. Bekanntlich kauft die Konzession der Gesellschaft 1918 ab. Die Stadt hat die vernünftige Ansicht, diese Finanzquelle nicht länger der privatkapitalistischen Ausbeutung zu überlassen. Sie will die Erzeugung von Elektrizität selber übernehmen. Der Erwerb der Anlage wird sich indessen nicht so glatt abspielen, denn wie verlautet, ist die Elektrizitätsgesellschaft willens, für das Werk die Kleinigkeit von 2 Millionen zu verlangen, während sich der wirkliche Wert nur auf 700 000 Mark belaufen soll. Einen Vorgeschmack von dem was ihrer wartet, erhalten die Elbinger schon. Die Ausdehnung der Stadt hat es mit sich gebracht, daß das Bedürfnis nach elektrischer Kraft gesteigert ist. Die Elektrizitätsgesellschaft aber geht über die Wünsche nach Anschlüssen einfach hinweg. Ihre Maschinen sind voll beschäftigt und neue will sie nicht mehr aufstellen. Die Monopolstellung der Gesellschaft hat hier Zustände geschaffen, die unerträglich zu werden drohen. Notwendig ist es, daß Stadtverordnetenversammlung und Magistrat der Elektrizitätsgesellschaft einmal gründlich die Mücken aus dem Kopf treiben. Werden sie das jedoch tun wollen? Zwischen den besitzenden Klassen laufen so viele Fäden persönlicher Beziehungen, daß es schwer sein wird, die Stadtverwaltung zu einem energischen Vorgehen zu bewegen.

In einer geheimen Stadtverordnetenversammlung wurde der Ankauf eines Grundstückes, das in der Kastanienallee liegt und der reformierten Kirchengemeinde gehört, beschlossen. Das Terrain soll zur Vergrößerung der Elbinger Kliranlage dienen.

Prompte Arbeit. Am 25. September hat der Fleischer Penschuck aus Marienburg von der Weide eines Ellerswalder Besitzers einige Kühe gestohlen. Zwei von den Tieren verkaufte er in Elbing an einen Fleischermeister. Penschuck wurde schon Tags darauf in Christburg verhaftet und ist jetzt vom Elbinger Schöffengericht zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt worden. Als er den Diebstahl beging, war er gerade aus dem Gefängnis gekommen. Man sieht, wie wenig das heutige Strafsystem jemand zu bessern vermag.

Auf der Chaussee von Marienburg nach Elbing rannte in der Nähe von Rogathau ein Automobil gegen ein Fuhrwerk. Die beiden Insassen, der Gutsbesitzer Vielesfeld und seine Frau wurden vom Wagen zwischen die Pferde geschleudert. Sie blieben bewußlos liegen und mußten als Schwerverrannte das Bett hüten.

In der Marienburger Eisenbahnwerkstätte flog dem Schlosser Marten aus Sandhof bei der Arbeit ein Stück Eisen an den Kopf. Ein kleinerer Eisenplitter drang ihm ins Auge. Marten mußte auf der Stelle in ärztliche Behandlung gebracht werden.

Danzig-Land.

Verschwunden ist seit etwa einer Woche der in Bröfen wohnhafte Kaufmann Lachenauer. Man fürchtet, daß er sich in einem Unfall von Selbstmord ein Leid zugefügt hat.

Stuhm-Marienwerder.

Die Bauarbeiterzahlstelle Memel beschäftigte sich in einer gut besuchten Mitgliederversammlung mit der Arbeitslosenunterstützung und dem Verbandstage in Hamburg. Als Referent war der Kollege Brill aus Danzig erschienen. Er legte im ersten Teil seiner Ausführungen die Gründe dar, die den Verbandsvorstand veranlassen haben, dem Jenaer Verbandstag die Einführung der Arbeitslosenunterstützung zu empfehlen. Weiter zeigte Kollege Brill, wie die Arbeitslosenunterstützung als eine neue Waffe der Deutschen Bauarbeiter im Kampfe mit ihren Gegnern wirken würde. Im zweiten Teil besprach er die Vorlage des Verbandsvorstandes und schilderte die bisherigen Verhandlungen darüber. Er führte die Gründe an, warum es nicht möglich sei, bei Einführung der Arbeitslosenunterstützung sie auf das ganze Jahr auszudehnen, und warum vorläufig die Monate Januar und Februar ausscheiden müssen. Dann kam er auf die durch die Einführung der Arbeitslosenunterstützung notwendige Erhöhung der Beiträge zu sprechen, die von der Versammlung anerkannt wurde. Nach einigen Anfragen aus der Versammlung an den Referenten wurde zur Abstimmung geschritten. Die Versammlung erklärte sich einstimmig für die Vorlage und wünscht eindringlich, daß diesmal vom Verbandstage die Einführung der Arbeitslosenunterstützung beschlossen werden möge. Kandidaten für den Verbandstag in Vorschlag zu bringen, lehnte die Versammlung ab. Sie beschloß, dieses der Zahlstelle Danzig zu überlassen. Nach Erledigung einiger innerer Angelegenheiten wurde die statliche Versammlung mit einem Hoch auf den Deutschen Bauarbeiterverband geschlossen.

Drei Pferde erkrankten dem Besitzer Rogalski in Kl. Grabau in der toten Weichsel.

Graudenz-Strasburg.

Zu der Stadtverordneten-Wahl.

Der Magistrat hat den Termin der Stadtverordnetenwahlen der 3. Abteilung auf Montag, den 3. November festgesetzt. Gewählt wird von vormittag 9 bis nachmittag 7 Uhr.

Zur Wahl für die 3. Abteilung ist die Stadt in 6 Wahlbezirke eingeteilt. Es gehören folgende Straßen zum 1. Wahlbezirk:

Amts-, Blichers-, Courbiere-, Festung-, Gerichts-, Kasernen-, Guntersteiner-, Pindens-, Peterstücken-, Reuter-, Schlössberg- und Schwerinstraße mit zusammen 309 Wählern.

Das Wahllokal für den 1. Wahlbezirk ist Livoli.

Zum 2. Wahlbezirk gehören:

Alle-, Altemarkt-, Garten-, Herren-, Kirchen-, Langenstraße, Marktplatz, Mauer-, Marienwerder-, Obere Berg-, Pohlmann-, Salz-, Speicher- und Untere Bergstraße mit zusammen 902 Wählern.

Das Wahllokal für den 2. Wahlbezirk ist der Adlerjaal.

Zum 3. Wahlbezirk gehören:

Badeplatz, Börgen- und Bräuderstraße, Falzplatz, Fischer-, Graben-, Hafen-, Mühlen-, Al. Mühlen-, Nonnen-, Obere Thorne-, Pringen-, Schuhmacher-, Schul-, und Teinkestraße mit zusammen 928 Wählern.

Das Wahllokal für den 3. Wahlbezirk ist das Hotel „Goldener Löwe“.

Zum 4. Wahlbezirk gehören:

Bahnhof-, Blumen-, Friedrichstraße, Getreidemarkt, Gohlers-, Horn-, Rehdeners-, Schützenstraße, Tischerdamm, Untere Thorne- und Benksstraße, Wiesenweg mit zusammen 890 Wählern.

Das Wahllokal für den 4. Wahlbezirk ist das Schützenhaus.

Zum 5. Wahlbezirk gehören:

Bischoffstraße, Böslershöhe, Kainkers-, Kompen-, Laskowitzer-, Schlaßhof-, Ufer- und Weichselstraße mit zusammen 913 Wählern.

Das Wahllokal für den 5. Wahlbezirk ist das Restaurant Burg Hohenzollern.

Zum 6. Wahlbezirk gehören:

Brombergerstraße, Bräudenpfeller-, Gohlsbader-, Jäger-, Liebenwalder-, Kulmer-, Rothhöfer-, Schleichstraße, Stadtpark, Friedhöfe, Wasserwerk, Fort Neuhoß, Fort Tuf, Fort

Waldhof, Forsthaus Rothof, Forsthaus Rudnits, Vorwerk Waldhof, Vorwerk Rothof, Victorius- und Ziegeleistraße mit zusammen 889 Wählern.

Das Wahllokal für den 6. Wahlbezirk ist das Waldhäuschen.

Es sind zu wählen: Von der 3. Abteilung: 4 Stadtverordnete auf die Zeit vom 1. Januar 1914 bis 31. Dezember 1919 an Stelle der Herren Goehe, Schrammer, J. Schmidt und Seegrün. Von den 4 zu wählenden Stadtverordneten müssen zwei Hausbesitzer sein.

Am Sonntag, den 19. Oktober beschäftigte sich die Graudenz-Parteiorganisation mit den Vorbereitungen zur Stadtverordnetenwahl. Die Kandidaten der Partei sind die Genossen Robert Lauer, Julius Kohland, Herzberg und Schmidt.

Jetzt gilt es, die Säumigen aufzurütteln und für unsere Sache zu interessieren. Aus jeder seine Schuldigkeit! Die Graudenz-Parteiorganisation hat längst ein Recht darauf, in der Stadtverordneten-Versammlung vertreten zu sein. Auf Genossen, erobert es euch! Alle Mann an die Arbeit! Der 3. November muß ein Ruhetag für die Graudenz-Parteiorganisation werden. Dafür zu sorgen ist eines jeden organisierten Arbeiters Pflicht.

In Strasburg tagte am Sonntag eine Mitgliederversammlung des sozialdemokratischen Vereins. Genosse Behl referierte über: „Die sozialpolitischen Aufgaben der Gewerkschaften.“ Einige Abkommen der Volkswacht und Mitglieder für die Partei wurden gewonnen. Als Kolporteur der Volkswacht wurde Genosse Sliwinski gewählt.

Aus Gohlershausen. Wieder einen Schritt vorwärts brachte uns die am Sonntag stattgefundene Mitgliederversammlung. Genosse Ben sprach über das Thema: Sind unsere Ziele erreichbar? Eine Anzahl Volkswacht-Leser wurde gewonnen.

Das Schilfenfest in Graudenz hat mit einem Defizit von 5426 Mark geendet. Die Güde ist gezwungen, ihr Grundstück zu verpfänden und ein Darlehn bei der Kreispartkasse aufzunehmen.

Ein Großfeuer in Graudenz zerstörte den Dachstuhl des buntsüßigen Hauses in der Pohlmannstraße.

Thorn-Kulm-Briesen.

Thorner Volkswacht-Abonnenten. Freitag den 17. Oktober tagte hier eine Versammlung, die sich mit der Expedition der Volkswacht beschäftigte. Nach einem Referat des Genossen Behl wurde beschlossen, die Expedition in eigene Regie zu übernehmen. Genosse Ignaz Bishewski, Althoffstraße 79 wurde als Kolporteur bestimmt. Er wird am 1. November sein Amt antreten. Alle Postabonnenten werden ersucht, die Zeitung bei Bishewski zu bestellen, da vom 1. November ab die Zustellung durch die Post aufhören wird.

Russisches Fleisch für Thorn. Das Ministerium gab dem Magistrat die Erlaubnis, bis zum 1. Januar 1914 russisches Schweinefleisch unter den gleichen Bedingungen des Vorjahres einzuführen.

Auf dem Wochenmarkt in Thorn wurden einer Dame 280 Mark gestohlen.

Dtsch.-Krone.

Wo die Jastrower Stimmzettel blieben. Wir lesen in der Marienburger Zeitung:

In den letzten Wochen fand für die Sektion Jastrow der Ortskrankenkasse des Kreises Dtsch.-Krone die Wahl der Vertrauensmänner statt. Die Briefumschläge mit den Stimmzetteln wurden an das Versicherungsamt eingeschickt. Doch vergebens wartete man in Jastrow auf das Wahlergebnis. Endlich kam des Rätsels Lösung. Das Wahlergebnis konnte nicht bekannt gegeben werden, weil die Wahlkloverten verloren gegangen waren. Der Kreisbote hatte in Anbetracht der rügigen Witterung den Dtsch.-Krone mit angeheizt. Er war, wie man hört, der Meinung, daß es sich um alte Reichstagswahllocher handelte. So mußten denn die müh- und gesammelten Stimmzettel verbrennen, ehe sie noch Kunde von ihr Aufschrift gegeben hätten. Das Versicherungsamt hat nun für Jastrow eine neue Wahl anberaumt.

Die Tatsache, daß die Wehrzeit der Jastrower Partei „rote“ waren, war natürlich dem Kreisboten unbekannt.

Aus der Partei.

Fünf Monate Kerker wegen „Rächerbeleidigung“.

Zu drei Monaten Gefängnis wurde Genosse Richard Wagner und zu zwei Monaten Genosse Otto Weg, beide Redakteure am Volksfreund in Wcaunschweig, von der ersten Strafkammer des Landgerichts in Braunschweig verurteilt. Genosse Wagner soll einen Oberlandesgerichtsrat Seidler in einem Artikel vom 17. Februar „beleidigt“ haben, in welchem die sozialistenfeindlichen Äußerungen des Seidler im Landtage bei der Beratung des neuen Schulgesetzes niedriger gehandelt wurden. Seidler hatte im Landtage den Antrag gestellt, den Schülern die Teilnahme an Vereinen und Vereinsfestlichkeiten zu verbieten, die „oben“ nicht genehm seien. Als dieser Antrag zum Gesetz erhoben wurde, erstien im Volksfreund eine Kritik, für die jetzt Wagner als Strafe drei Monate Gefängnis erhielt. — Im März dieses Jahres nahm Seidler erneut Veranlassung, im Landtage gegen den Volksfreund zu Felde zu ziehen. Der Volksfreund antwortete mit einem Artikel darauf. Genosse May als Verantwortlicher erhielt nun wegen „Beleidigung“ Seidlers ebenfalls zwei Monate Gefängnis.

Der Vorwärts als amtliches Organ.

Vor einiger Zeit war im Vorwärts die Stelle eines ersten Bürgermeisters für Manheim in ausgeschrieben, worüber sich die reaktionäre Presse sehr geärgert hat. Jetzt finden wir dort ein großes Inserat, in dem für den ausscheidenden ersten Bürgermeister

PUCK
die neue
Qualitäts 3 Cigarette
mit Goldmundst. mit Hohlmundst. Luch
GEORG A. JASNYTZI A.G. DRESDEN
GRÖSSE DEUTSCHE
CIGARETTENFABRIK

der Stadt Nürnberg ein Erfolg gesucht wird. Gehalt 20.000 Mark. 2000 Mark Repräsentationsgep. 2000 Mark Wohnungsgeldzusch.

Dah die sozialdemokratische Presse für solche Anzeigen benötigt wird, ist durchaus in der Ordnung. Wir haben manche Gesinnungsgenossen, die die Fähigkeiten für ein solches Amt besitzen.

75000 Abonnenten.

hat leht das Organ unserer Hamburger Parteigenossen, das *Hamburger Echo*. Unser Bruderblatt faßt 30 Blätter die Woche, sein Abonnementspreis steht am höchsten in der ganzen Parteipresse. Es will also nicht mit der billigen Anzeigerpresse konkurrieren, es bleibt in seinem Inhalt und seiner Ausstattung nur durchaus Gediegenes. Daß das Hamburger Echo trotzdem eine so hohe Auflage erreichen konnte, das zeugt für den guten Geist, der unter der Hamburger Arbeiterschaft herrscht.

Wom Parteihaushalt.

Im September kamen bei dem Parteivorstand an Prozenten und freiwilligen Beiträgen 56 294,38 Mark ein. Darunter befinden sich Lübeck 1. Quartal 1193,26. Bezirk Leipzig für vier Kreise a conto 9800,00. Bezirk Götting für sechs Kreise 1. Quartal 1295,16. Bezirk Weidenburg für sieben Kreise 1. Quartal 1443,39. Bezirk Pommern für vierzehn Kreise 1. Quartal 1716,98. Bezirk Oberrhein für fünfzehn Kreise 1. Quartal 2471,88. Berlin, Dr. V. A. 100,00. Bezirk Nordbanners für einundzwanzig Kreise 1. Quartal 7743,35. Gasarbeiter, Loluca, Mexiko, 1. Halbjahr 1913, 114,10. Bebel-Nachschuß 20 000,00. Bezirk Kassel für zwei Kreise 1. Quartal 966,60. Bern, P. V. 50,00. Bezirk Chemnitz für drei Kreise a conto 2880,00. Bezirk Frankfurt a. M. für elf Kreise 1. Quartal 5681,59. Bezirk Thüringen für fünf Kreise 1. Quartal 2357,58. Hennig (Argentinien) 5,00. Groß-Berlin a conto für acht Kreise 5000,00.

Jugendbewegung.

Schiller und Goethe konfisziert.

Bei einer Festlichkeit der Bamber Abonnenten der Arbeiter-Jugend tauchten plötzlich einige Polizeibeamte auf und eröffneten den Festleuten, daß eine Verlosung, die von diesen beabsichtigt war, nicht die politische Genehmigung gefunden habe und daß die für die Verlosung bereitgestellten Gegenstände beschlagnahmt werden müßten. Obwohl sich darauf die Festleitung bereit erklärte, auf jede Verlosung zu verzichten, gingen die Polizeibeamten nunter ans Werk und konfiszierten Schillers Zell, Goethes Faust und andere Klassiker, sowie die übrigen Verlosungsgegenstände. Auch eine Zigarettenliste mit vier weißen lebenden Tanzmäuschen wurde mitgenommen. — Es ist gut, daß den Arbeiterkindern so treffend demonstriert wird, welche herrliche Staatseinrichtungen wir in Preußen-Deutschland besitzen. Diese Zustände „zu erhalten“ wird sich jetzt die Jugend besonders anstrengen sein lassen...

Wachstumskrise.

(Aus der Leipziger Volkszeitung.)

Unser Bruderblatt in Harburg machte vor kurzem treffende Bemerkungen über das, was man als Stagnation der Partei bezeichnet hat und was sie selbst „Wachstumskrise“ nennt. Wir lesen da:

Es ist eine Tatsache, daß unser Parteileben schon seit einiger Zeit stagniert. Auch in Harburg. Wir sind gewissermaßen auf den Barbaren des letzten großen Wahlsieges, der uns 4 1/2 Millionen Stimmen und 110 Reichstagsabgeordnete brachte, eingekerkelt, und es ist nicht so leicht aus dieser Stagnation wieder herauszukommen. Es scheint beinahe, als frante die Partei an ihrer Größe, als sei das Wachstum der Partei ein Hemmschuh für ihre innere Beweglichkeit geworden. Es ist unter den heutigen Verhältnissen nicht schwer, der Partei neue Mitglieder zuzuführen; schwerer ist, diese Mitglieder zu Klassenkämpfern zu ziehen und sie für das innere Parteileben zu interessieren. Die Größe und Schlaptraff einer Partei beruht nicht allein in der Zahl der beitragspflichtigen Mitglieder, sondern in ihrem geistigen Aufbau. Eine große Mitgliederzahl führt daher leicht zur Fäulnis über die wirkliche Kraft der Partei. Ein nur Beiträge zahlender Parteikörper ist ein schwerfälliger Mechanismus, der uns gelegentlich mit seiner eigenen Last erdrücken kann.

Und indem der Verfasser des Artikels den Ursachen nachgeht, die zu diesem Zustande geführt haben, trifft er den Nagel auf den Kopf mit folgenden Ausführungen:

Infolge des äußeren Wachstums der Partei konnten die Verwaltungsgeschäfte allmählich nicht mehr im Nebenamt versorgt werden, so daß die allererschwerste Verminderung eintreten; es mußte zur Anstellung besoldeter Kräfte geschritten werden, die sowohl die rein geschäftlichen wie auch die politischen Arbeiten der Partei beruhten. Das Anstellen besoldeter Kräfte war eine Notwendigkeit und entsprach einem wachsenden Bedürfnis. Heute müssen wir konstatieren, daß durch diese besoldeten Kräfte die Anteilnahme der Genossen an der Parteiarbeit gemindert ist. Es gibt eine große Anzahl sonst guter Genossen, die der Meinung sind, die angestellten Genossen müssen die Arbeit nur allein machen, dem wozu wären sie denn angestellt.

Es muß gesagt werden, daß sich diese Genossen in einem verhängnisvollen Irrtum befinden und der Partei unbewußt den schwersten Schaden zufügen.

Die geschäftlichen und agitatorischen Arbeiten in einer Partei wie der unsrigen sind so groß, daß sie von einzelnen nicht mehr erledigt werden können. Der Angestellte ist im besten Falle nur in der Lage, diese Arbeiten zu leiten und Anweisungen im einzelnen zu geben; daher gerichtet es ihm an Zeit, selbst an diesen Arbeiten teilzunehmen. Das erweist nun bei manchem Genossen den Anschein, als wolle sich der Angestellte überhaupt von der Arbeit drücken, weil sie ihm zu gewöhnlich wäre, und mit einem Gefühl stiller Verdrossenheit tritt der Genosse abseits.

Es ist schon gesagt, daß dies ein verhängnisvolles Ereignis ist und auch ein Hauptgrund der Stagnation im Parteileben ist.

Geignet sei nicht werden, daß sich in den letzten Jahren in unserer Partei ein gewisser Bürokratismus herausgebildet hat. Wir haben in jedem kleinen Parteiorde eine Menge Instanzen. Dieser bürokratische Apparat ist die Folge der komplizierten Geschäfte, wirkt nach außen hin vielfach als ein bloßer Reglementierapparat. In ganz einfachen Selbstverständlichkeiten sehen viele Genossen eine Bevormundung, im günstigsten Falle Schulmeisteri, was es natürlich nicht ist.

Wie diese Begleiterscheinungen in unserm Parteileben fallen aber weg, wenn sich eine der Größe der Partei entsprechende Zahl von Genossen am Parteileben beteiligt, Genossen, die mit anderen Genossen in der Gewerkschaft und Genossenschaft nicht schon betraut sind und daher ihre Aufgaben für die Partei erfüllen können. Es wird je länger, je mehr zum Krebsgeschaden für unsere Arbeiterbewegung, wenn sich die notwendigen Arbeiten in den einzelnen Orten immer nur auf eine kleine Anzahl von Personen, die meistens Angestellte sind, verteilt. Hier kann wirklich das Eintreten, was man Bürokratismus nennt. Nicht ganz mit Unrecht hat das Braunschweiger Parteiblatt unlängst von einer Parteihierarchie gesprochen.

Das ist es! Die Angestellten der Partei brauchen nicht zu einer „Bürokratie“ zu werden, sie werden es erst dann, wenn die weiten Kreise der Parteigenossen durch ihre Gleichgültigkeit es dazu bringen, daß schließlich alles „von oben“ reglementiert wird. Wir brauchen den großen Apparat der Parteieinrichtungen, aber es kommt auf den Willen der Mitgliedschaft an, diesen Apparat nicht Selbstzweck werden zu lassen, ihn zu dem zu machen, was er sein soll: zu einem Mittel, die Betätigung der Partei wirksamer zu gestalten, die Betätigung aber muß ausgehen von den weiten Kreisen der sozialdemokratischen Arbeiterschaft.

Alter, so muß man fragen, woher kommt denn die Parteiverdrossenheit, jene unglückselige Gleichgültigkeit, von der unser Harburger Parteiblatt spricht? Daß sich hier und da ein Genosse geschulmeisteri fühlt, daß hier und da einer meint, die Parteifunktionäre dünnten sich zu gut für die Kleinarbeit, daran allein kann es nicht liegen. Sollte nicht vielmehr der Hauptgrund zu suchen sein in dem großen „Ruhebedürfnis“, das sich vielfach gerade bei den „Parteinstanzen“ bemerkbar macht? Genossin Luxemburg gab diesem Zustand auf dem Parteitag Ausdruck in dem Wortlaut: „Röhrler duldet der Parteivorstand nicht in der Partei.“ Und hört man nicht in der Tat auf den Parteitag, in der Parteipresse, in Versammlungen hundertfach das Breinen und Schellen über die „Kraakeeler“, über die „Theoretiker“, die unruhig sich aufregen, über die „Kritiker“, die keine Ruhe geben? Angesichts dieses Geredes

muß stets darauf hingewiesen werden, daß die Partei gerade in jenen Jahren die machtvollsten Fortschritte gemacht hat, in denen das gefürchtete Ringen besonders lebhaft war. Unsere „Allen“ hielten daran, das, was ihre feste Ueberzeugung in Sachen des Programms und der Taktik war, durchzusetzen, und dabei ging es in den meisten Fällen schief her, daß die Funken hoben. Diese Bestesämpfe aber hielten die ganze Partei in Atem, leidenschaftlich nahmen weltweite Kreise der Genossen Teil an ihnen und jeder fühlte sich verpflichtet, mitzuarbeiten, um sich Klarheit zu verschaffen und das, was er als richtig erkannt, zu verfechten mit seiner ganzen Persönlichkeit.

Wer aber glaubt, wir hätten alle Weisheit mit Köpfen gefassen und hätten nur noch die Aufgabe, dieses abgeklärte Wissen ruhig und gemächlich andern beizubringen, ist auf dem Holzwege. Noch nie ist eine solche Fülle von brennenden theoretischen und taktischen Aufgaben auf uns eingestürzt, wie gerade jetzt. Die kapitalistische Entwicklung überführt sich schier. Jeder Tag beinahe bringt neue Ereignisse politischen und sozialen Charakters von größter Bedeutung, immer komplizierter werden die wirtschaftlichen und sozialen Zusammenhänge. Wir leben in einer wahrhaft revolutionären Periode. Haben wir alle diese Erscheinungen ergründet, können wir uns mit unserer Erkenntnis beruhigen? Sicher nicht. Der Marxismus gibt uns die erprobte Methode zur Erforschung aller auftauchenden Probleme, aber es kommt darauf an, nicht zu schablonisieren und unter Anwendung der richtigen Methode weiter zu arbeiten. Und wir haben nicht nur theoretisches Interesse an diesen Dingen, es ist nicht nur der Reiz zu erkennen, der uns dazu treiben muß, uns Klarheit zu schaffen, sondern es zwingt uns dazu vor allem die vielgepriesene und in Wirklichkeit ausschlaggebende praktische Arbeit. Versteht man darunter nämlich nicht das Ausgehen in kleinstem Quart, so wird man sich alsbald darüber klar, daß unsere Abgeordneten, unsere Vertreter in den Gemeinden, unsere Gewerkschaftsführer, unsere Funktionäre in den Genossenschaften, unsere Agitatoren nur dann ihrer Aufgabe gerecht werden können, wenn sie sich über alle diese politischen, wirtschaftlichen, sozialen Zusammenhänge vollkommen klar sind. Nur dann werden sie Fehler vermeiden, die für das Proletariat verhängnisvoll werden können. Aber es genügt nicht, wenn sie selbst sich auf die Höfen setzen und studieren, es kommt darauf an, daß die organisierte Arbeiterschaft, die sie an ihrem Platz gestellt hat, weiß, was sie wollen und bezwecken. Denn eine proletarische Partei des Kampfes kann nie und nimmer „gelehrt“, „gelehrt“ werden, kann niemals dazu gebracht werden, daß die „Führer“ für sie denken und auf eigene Verantwortung handeln. Es muß bei jeder Frage der machtvolle Wille der organisierten Massen sein, der zum Ausdruck kommt.

Ist dem aber so, dann gibt es keine dringendere Aufgabe für die Partei, als mit allen irgend möglichen Mitteln die Anteilnahme der organisierten Genossen am geistigen Leben und Ringen der Partei zu fördern. Hieran aber kann jeder von uns mitarbeiten in Versammlungen, in der Werkstatt, selbst bei den geselligen Zusammenkünften. Den griesgrämigen Possierern, denen das Ruhebedürfnis über alles geht, können wir dann heiter lächelnd ihre Tiraden gegen „Kraakeeler“ und „Theoretiker“ lassen, wenn sie ihnen Vergnügen machen. Das pulsierende Leben lockt zu frischem, frühlichem Geisteskampf und es wird die Partei spielend das Überwinden lassen, was unser Harburger Bruderblatt, dem wir die Anregung danken, als „Wachstumskrise der Partei“ bezeichnet hat.

Humor und Satire.

Aus der Theologie: Der Kandidat fragt den Herrn Superintendenten, worüber er predigen solle. Der Herr Superintendent klopft ihm auf die Schulter und sagt: „Predigen Sie, worüber Sie wollen; nur nicht über 30 Minuten!“

In der Frauenklinik zu S. erzählt man sich folgende Geschichte: Eine Wöchnerin wird von einem Knaben glücklich entbunden und freut sich, daß alles überstanden ist. Aber der Arzt macht sie darauf aufmerksam, daß noch ein zweiter Sprößling nachfolgt. Da erwidert die Frau: „O weh, jetzt kommt das vom Zimmerherrn auch schon!“ („Simpl.“)

Briefkasten der Redaktion.

Betrifft Offiziere vom Trainbataillon. So wenig wir Zweifel in Ihre Zukunft setzen, so müssen wir doch von der Veröffentlichung Abstand nehmen. Unsere Grundzüge gestalten uns nicht, anonym erhaltene Mitteilungen zu verwenden. Behen Sie uns Ihren Namen an.

Soziald. Verein Danzig-Stadt.

Dienstag, den 28. Oktober, abends 8 Uhr

Mitgliederversammlungen

1. Bezirk im Vereinslokale, Fjörmarkt 6
2. Bezirk bei Feuster in der Maurerherberge
3. Bezirk im Vereinslokale, Albrechtstr. 16
4. Bezirk bei Steppahn, Südditt
5. Bezirk im Vereinslokale, Zur Erholung, Michaelsweg 38
6. Bezirk im Vereinslokale, Stadtgebiet, Wurzmaiergasse 6
7. Bezirk im Vereinslokale
8. Bezirk im Kartellzimmer, Dominikswall 8, Hof
9. Bezirk im Vereinslokale
10. Bezirk im Vereinslokale

Tagesordnung in allen Versammlungen:

1. Abrechnung vom III. Quartal 1913.
 2. Vereinsangelegenheiten.
 3. Wichtige Aufgaben der Danziger Arbeiterbewegung.
- Redner: Brill, Gehl, Leu, Reek, Sellin, Schröder, Treder, Unterhalt.

Ein zahlreicher Besuch dieser Versammlungen ist dringend notwendig, da wichtige Beschlüsse zur Weiterentwicklung unserer Bewegung gefaßt werden müssen.

Der Vorstand.

Arbeiter-Konfektion

Spezialität:

Echte Marine-Tuche

Unterzeuge, Wollhemden

Anfertigung von Herrengarderoben

nach Mass zu billigen Preisen.

Marine-Bazar

Schüsseldamm Nr. 56.

Arbeiter-Notiz-Kalender 1914

Aus dem Inhalt des soeben erschienenen Kalenders erwähnen wir folgende interessante Abhandlungen:

August Bebel (mit Porträt in vier Farben): Wie erzieht man die Jugend zu freien selbstbewußten Menschen. Von Emil Sorensenmann: Krankheitsverhütung und erste Hilfe. Von Dr. J. Zadek: Schiffe u. Geschworene. Von Karl Freter: Der Reichstag. Von E. Bäutig.

Außerdem enthält der Kalender außerdem: Alle für Arbeiter wichtige Adressen — Reichhaltiges statistisches Material über die Reichstagswahlen 1912 und die Nachwahlen — Biographische Notizen der sozialdemokr. Reichstagsabgeordneten — Die Gewerkschaften i. Jahre 1912. Kalender, Portotaxe, Merktafeln, Notizbuch.

Preis 50 Pf.

Zu beziehen durch: Buchhandlung Volkswacht Paradiesgasse 32.

Ein jeder Genosse möge sich von der Güte und Haltbarkeit meiner Arbeit überzeugen und jedes Fehlen nur Jagiergasse 39 melden und reparieren lassen. Genosse Fritz Robaczek.

Dr. Fritz Karl Barisch Paradiesgasse 4.

Möbel aller Art.

Schränke, Vertikös, Spiegel, Küchenmöbel, Sofas und Garnituren, Teppiche sowie alle Polstermöbel, finden Sie in großer Auswahl bei

A. Huse, Fleischergasse 77.

Sprechmaschine mit 25 Pathe-Platten billig zu verkaufen bei **Grönkowsky, Langfuhr, Wirtshauerweg 25, Hinterhaus, part.**

Eisfell-Mantel

für Mädchen von 5 Jahren passend, sowie ein getragener Herren-Überzieher, zu verk. Sandgrube 30, part.



Hüte, Mützen, Stöcke, Kraawatten, Wäsche in reicher Auswahl zu bekannten sehr billigen Preisen.

Huthaus London nur II. Damm 10.

Zigarren, Zigaretten

Kau- u. Schnupftabak empfiehlt **Eugen Sellin** Danzig, Schüsseldamm 56 gegenüber der Bartholomäikirche

Schillers Werke 3 Bände zu 4 Mark Buchhandlung Volkswacht

Central-Theater für Brückstrasse 15.

Nur bis Mittwoch

Erloschenes Licht

Tragödie in 2 Akten. In der Hauptrolle Henry Porten.

Das Taubstummengat in 2 Akten. Roman aus dem Leben

Grosser nordischer Lachsdlager zum Kranklachen: **Kommerzienrat Malhuber's Reiseabenteuer.** Die Direktion.

Otto Runke

ELBING.

Die Bezugsquelle für

Margarine

anerkannt beste Marken

60, 65, 70, 80, 90 u. 100 s. p. Pfd

Stets frisch im Ausstich.

Extra-Angebot:

Cocosschmalz 60 per Pfd. nur

Gerösteten **Kaffee** per Pfund von **1.20** an

Kaffee Ersatzmischung „ideal“ per Pfund **1.00**

Blauer Rabattmarken.